

Therobald.

Eine Erzählung
aus den
Sachsenkriegen im 8. Jahrhundert
von
Ottokar Schupp.



Wiesbaden.
Julius Niedner.

Theobald.

Eine Erzählung

aus den

Sachsenkriegen im 8. Jahrhundert.

Für die Jugend und das deutsche Volk

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

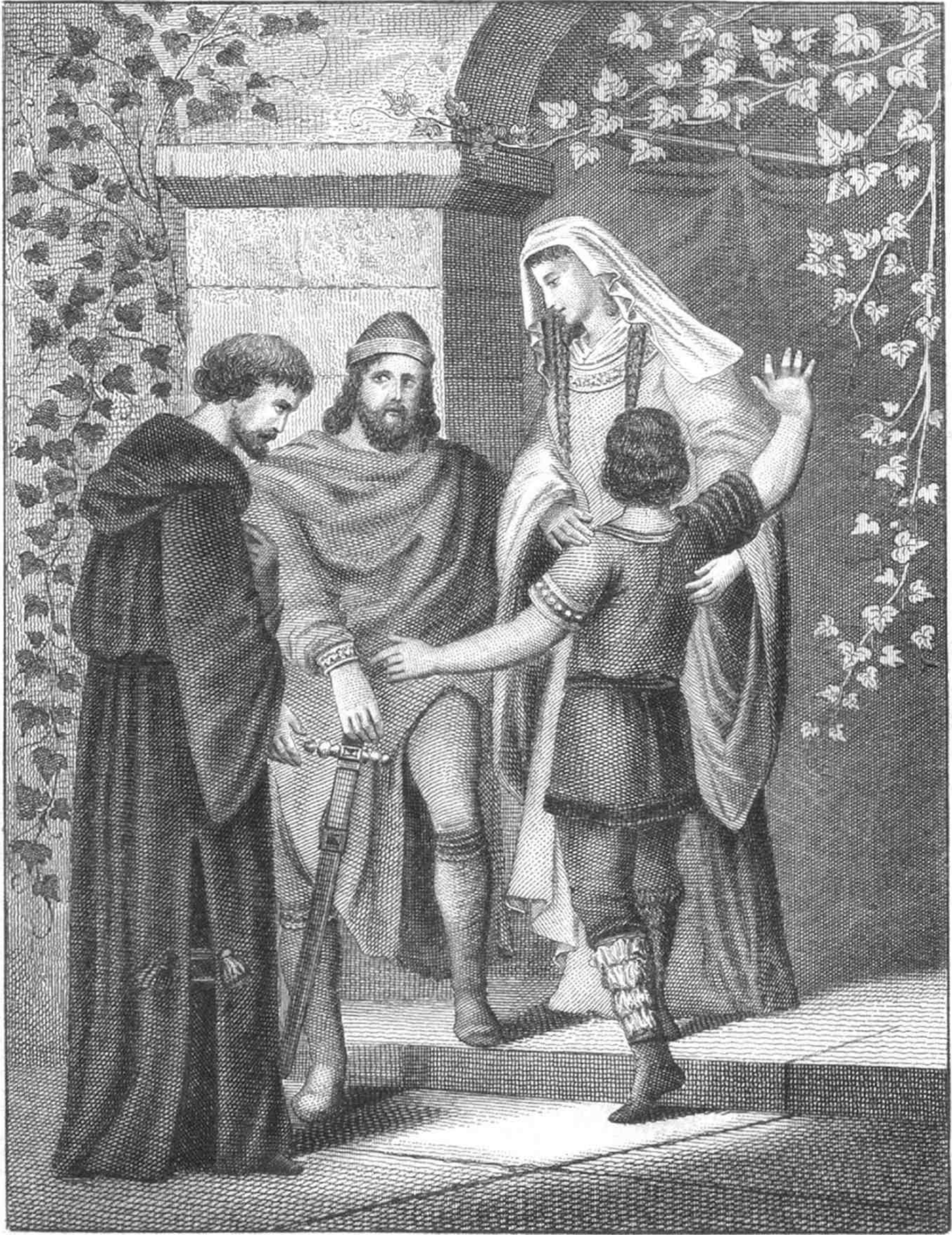
Wiesbaden.

Julius Neubner, Verlagsbuchhandlung.

1887.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Am Scheidewege.

Durch die Wälder des Sachsenlandes von der Elbe bis zum Niederrhein, von der Nordsee bis zur Diemel erscholl ein großes Triumphgeschrei: „Karl ist tot, Karl, der Totschläger. Wuotan Heil, Heil dem Sieggott, Heil dem Wunschgott, der die Wünsche seiner Treuen gehört hat!“

Wie der Sturmwind, gleich als wenn Wuotan selbst an der Spitze der Einherier (der Schreckenkämpfer) durch die Lüfte im wilden Jagdzuge gegen die Riesen daherflöhe, kam der Freiheitkämpfer Wittelind vom Norden an der Spitze der rachgierigen Sachsenkrieger dahergebraust, um das Joch der verhassten Franken zu brechen. Alle segensreichen Einrichtungen Karls des Großen, seine festen Bauten, seine Beamten, soweit sie nicht flohen, fielen dem flammendsten Hass und der unbändigen Zerstörungswut der blutigen Sachsen zum Opfer. Vor allen Dingen wurden die neu errichteten Gotteshäuser und Klöster geplündert und verbrannt und die Priester und Mönche ihren Göttern geschlachtet.

Die erzkürrten Götter des Landes schienen wieder gesiegt zu haben über den fremden Christengott, dessen Macht sich langsam aber sicher in den Wäldern Germaniens ausbreitete.

Als ihre Vorkämpfer trugen die Sachsen ihr Zerstörungs- und Blutwerk weit nach Thüringen und Franken hinein. An ihren Lagerfeuern sangen ihre Säger von den herrlichen Sarazenenhelden, die im fernen Hispanien die stolzen Franken erschlagen und von den braven Basken, die in den Schluchten des Pyrenäengebirges die Reste des Heeres vernichtet hätten.

In dieser Zeit wildester Aufregung eilte flüchtigen Fußes auf einsamen Pfaden von der Weser nach der Lahn ein fränkischer Priester, der den sächsischen Heiden in der Gegend von Hörter und Corvey und Baderborn das Evangelium gepredigt hatte, und nun sein bedrohetes Leben zu retten suchte.

Er irrte in den Schluchten und Wäldern des Rothaar- gebirges umher und war abgehezt und müde an einem stillen, schönen Herbstabende in jene abgelegene Bergwildnis gelangt, wo die Zuflüsse der Eder, der Sieg und der Lahn sich scheiden. Von einer kahlen Höhe aus blickte er banger Augen in die endlosen buntgefärbten Wälder, durch welche raschelnd und entblätternd ein schwacher, aber kalter Zugwind hinging. Ihn schauerte. Fester hüllte er die schlanken Glieder in den dünn gewordenen Priestermantel. Den sonst abgehärteten Mann machten Hunger und Entbehrung und die Unruhe des Gemüthes dem Froste leichter zugänglich.

Verfolgung hatte er kaum noch zu fürchten, aber desto riesenhafter stiegen die Gefahren vor ihm auf, welche der wilde, weite Weg und der Mangel an Lebensmitteln in ihm wachriefen. Dazu peinigten ihn Gewissensbisse.

Er machte sich Vortwürfe, daß er vor der tollen Wut der Heiden geflohen war und nicht als treuer Glaubenszeuge und Jünger des Herrn auf seinem Posten aus-

geharret hatte. Freilich hatte der alte Bruder Eustachius, dessen Gehilfe er gewesen war in der Verklündigung des Evangeliums, ihn fast zur Flucht genötigt, indem er auf die Nutzlosigkeit seines Opfers hinwies, und auf die Thränen seiner zärtlichen Mutter, aber er gedachte auf seinem einsamen Pfade vielfach an den Zorn Gottes über den flüchtigen Jonas, der aus Angst vor den Niniviten dem Herrn zu entfliehen suchte, und an eine Legende, die er von dem Apostel Petrus gehört hatte, wonach Petrus in ähnlicher Angst, wie damals in des Hohenpriesters Hof, als er den Herrn verleugnete, von Rom aus vor dem Märtyrertode floh und wonach ihm Jesus auf seiner Flucht begegnete und als ihn Petrus fragte, wohin er wolle, ihm antwortete: Nach Rom, um sich dort, da sein Jünger nicht wolle, zum zweitenmal kreuzigen zu lassen.

Mußte nicht auch ihm, wie Jonas, Gott zürnen, da er seinen Posten feige verlassen hatte? Mußte nicht auch ihn, wie Petrus, sein Herr und Heiland, dem er sich zugeschworen hatte, treulos nennen? War es nicht seine Pflicht, wie damals Petrus wenigstens wieder umzukehren, und wie dieser den Märtyrertod zu sterben?

Diese Gedanken lagen wie Blei auf dem Herzen des Priesters und zögerten seinen Schritt und raubten ihm jegliche Entschlossenheit. Er war durchaus kein Feigling. Dazu floß zu gutes germanisches Blut in seinen Adern. Er stammte aus einem Geschlechte von Kriegern und Helden. Und die Treue war ihm angeboren — Treue gegen den Herrn, und Treue gegen die Genossen.

Nun floh er doch wie ein Mietling, von welchem in der Schrift steht, daß der Mietling flucht, wenn der Wolf kommt. Der gute Hirte aber läßt sein Leben für die Schafe. Er war kein guter Hirte. Er war ein Mietling.

Ehe er floh, hatte er noch den Todesschrei der Genossen gehört. Dieser Todesschrei gellte stets in seinen Ohren. O sie hatten es gut, sie waren getwürdigt worden, als Märtyrer für des Herrn Sache zu sterben. Sie zogen als die siegesgekrönten Helden und vielgepriesenen Getreuen ein zu ihrem himmlischen Herrn, in himmlische Herrlichkeit und er irrte als ein Elender umher und verdarb mit dem Fluche Gottes beladen einsam und ruhelos in den Wäldern.

„O Eustachius, warum hast du mir das gethan?“ rief er.

Seine hohe Gestalt erbebte und in seinem sanften, blauen Auge perlte eine schmerzende Thräne.

Die letzten Augenblicke, welche seine Flucht entschieden, standen wieder vor seiner Seele.

Es war eine stürmische, regnerische Nacht. Die Genossen und er lagen in dem einfachen, hölzernen Hause, das sie zum Gottesdienste errichtet hatten und wohin ein hellklingendes Glöcklein die Versammlungen berief, in inbrünstigem Gebete, während draußen eine wilde, blutige heidnische Horde mit Axtschlägen sich den Eingang zu erzwingen suchte. Da erhob sich plötzlich die ehrwürdige Gestalt des Vater Eustachius. Sein von greisen Locken umrahmtes Gesicht strahlte in Verzückung und Sterbensfreudigkeit, als hätte er eben schon einen Blick in den Himmel gethan.

„Meine Brüder“, sagte er, „in wenigen Minuten werden wir bei unserem Heiland im Himmel sein. Doch du, Theobald“, wandte er sich zu unserem Priester, „du wirst leben. Du bist noch zu jung und zu talentvoll, um zu sterben. Du sollst noch größeres auf Erden ausrichten, ehe du heimgehst. Ich habe dich von dem Herrn erbeten.“

Als darauf der junge Priester seinen heißen Herzenswunsch zu erkennen gab, mit den anderen sterben zu dürfen, fuhr Eustachius fort: „Nein, dein Opfer ist hier unnötig. Allein, ich habe einen Auftrag für dich. Du sollst hier die heiligen Schriften und dieses goldene Kreuzifix, das ich aus den Händen des Bischofs von Mainz empfangen habe, wieder in dieselben Hände zurücklegen. Es soll nicht in die gottlosen Hände der Ungläubigen fallen. Zugleich mit den Schriften sollst du unseren Todesgruß bringen.“

„Warum willst du nicht einen anderen beauftragen, Vater Eustachius, und mir den Himmel verschließen“, fragte schmerzlich der junge Mann.

„Weil deiner Kraft und Gewandtheit es allein möglich ist, sich durch diese Menge durchzuschlagen, und weil kein anderer wie du die Wege durch die Wälder finden würde, und weil eine Mutter daheim um dich weint, der ich versprochen habe, über dich zu wachen.“

Die hereindringenden Mörder verhinderten eine weitere Zwiesprache.

Der greise Missionar hatte nur noch Zeit, seinem Zögling die heiligen Dinge, einen Bündel mit Lebensmitteln und eine Axt zum Bahn machen durch die Wälder, in die Hände zu legen und einen Abschiedskuß auf seine Stirne zu drücken, ehe das Blutwerk begann.

In dem Priester aber weckte die Erinnerung an seine Mutter die schlummernde Lebenslust, und mit gewaltiger Kraft bahnte er sich einen Weg durch die dunkeln Gestalten der Sachsen, und entging wie durch ein Wunder aller Verfolgungen bis hierher.

Dort kam die Neue.

So lange noch für ihn Gefahr bestand, in dem auf-rührerischen Lande in die Gewalt feindseliger Haufen und

Streifpartieen zu fallen und er alle seine Geisteskräfte nötig hatte, um verborgene Wege aufzusuchen und neue Listen zu erfinden, Entdeckungen vorzubeugen, erfüllte ihn nur zeitweise Scham über seine Flucht. Er setzte eine gewisse Ehre hinein, seinen schlaun und raschen Gegnern zu enttrinnen. Jetzt, wo er in verhältnismäßiger äußerer Sicherheit war, erdrückte ihn fast die Schande.

Wenn er nun wirklich mit seiner schon schwindenden Kraft jene unermesslichen Wälder besiegte und nicht, wie er fürchtete, gleich einem verendenden Wild eine Speise der Aastiere würde, was erwartete ihn denn daheim? Würde nicht jeder fragen: wo ist Eustachius und seine Genossen? Warum starbst du nicht mit ihnen? Würde man seinen Entschuldigungen glauben?

Er war im Begriff umzukehren.

Zuerst hielt ihn bloß noch ein körperlicher Widerwillen gegen das Sterben zurück, dann die Überlegung. Jetzt war es wirkliche Thorheit, sich noch einmal in den Klauen des Todes zu wagen, nachdem er sich lange Tage die größte Mühe gegeben hatte, demselben zu entfliehen. Wem nützte sein Tod? Was sollte er? War er nicht wie ein Selbstmord?

Freilich, dachte er wieder, könntest du nach deiner Rückkehr vielleicht die zerstreuten Christen unter den Sachsen sammeln.

„Hundertmal“, rief er schmerzlich, wollte ich mein Leben wagen, wenn ich nur in der Flut des Aufruhrs, welcher durch das Land geht, einen Halt, einen Stützpunkt gewinnen könnte, um meine Wirksamkeit zu beginnen.

Der unentschlossene Mann wurde von einem seltsamen Widerstreit der Gedanken und Gefühle hin- und hergezogen, bis er auf die Kniee niedersank und in inbrünstigem Gebete Gott um Einsicht, Klarheit und Erleuchtung anflehte.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten das zum Himmel gewendete schöne Gesicht des edlen, frommen Priesters, während leise der Wind mit seinem herabwallenden, hellleuchtenden Lockenhaare spielte. In dem weiten Urwalde rings herrschte erhabenes Schweigen, als horchte alles auf das Gebet des Christenpriesters zum einzigen wahren Gott, zu dem von dort aus zum erstenmal ein Gebet zum Himmel drang.

Plötzlich fuhr der Priester aus seiner Andachtsstimmung auf. Hundegebell, welches in nicht allzugroßer Ferne laut wurde, hatte ihn gestört. Sollte er nun doch seinen Verfolgern in die Hände fallen? Hatte man Spürhunde auf seine Spur gehehrt?

Doch nein! Die Tiere waren auf der Jagd und bereits im Kampfe mit dem Wilde, welches sie aufgestöbert hatten. Der Priester war selbst Jäger genug, um das unterscheiden zu können. Ja, er unterschied sogar, daß es ein größeres, gefährlicheres Wild war, mit welchem die Hunde kämpften: ein Eber, ein Bär oder Büffel. Die Hunde hatten Angst.

Horch! die Jagd bewegte sich auf ihn zu.

Was sollte er thun?

Es waren sicherlich Jäger bei den Hunden. Ein solches Tier jagten Hunde nie allein.

Sollte er fliehen? Die Jagd und die Jäger kamen immer näher. Er glaubte das Schnauben des Tieres zu hören.

Jetzt hatten die Hunde das Wild gepackt, aber zu ihrem Verderben. Einer heulte auf und ein leiserer Schrei desselben vermischte sich mit seinem Todesröcheln.

Auch ein zweiter schien sein Teil bekommen zu haben. Ein dritter floh winselnd davon.

Die Äste knackten. Der Wald rauschte. Das Wild kam heran.

Aber was war das? Ein Jagdruf — und jetzt ein Hilfschrei, aus noch sehr jugendlicher Kehle.

Die Faust des Priesters hatte unwillkürlich den Artstiel umfaßt. Seine Gestalt hob sich. Seine Wangen röteten sich. Seine Augen leuchteten. Er glich im Augenblick mehr seinem Vater und seinen Brüdern, welche als Krieger im Heere Karls des Großen fochten, als einem Boten des Friedens.

Mit mächtigen Sprüngen durchbrach er das zwischen den Baumreihen wuchernde, dichte Gebüsch, um einem Hilfsbedürftigen Beistand zu leisten. Und fürwahr, seine Hilfe war notwendig.

Ein gewaltiges Exemplar von einem Bären, war im Kampfe mit einem hochaufgeschossenen, schwächtigen Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachsen schien, und der sich, halb ohnmächtig vor Blutverlust, in der tötenden Umarmung des Bären befand.

Theobald übersah mit raschem Blick die ganze Situation.

Die Hunde hatten den Bären aus seinem Lager im nahen Felsgestein herausgetrieben. Dorthin wiesen die Spuren. Darauf hatte der junge Mensch in einer wahren Tollkühnheit einen Angriff auf das furchtbare Tier ausgeführt, indem er seinen Speer nach ihm schleuderte. Noch lag der Speer auf dem Kampfplatz. Allein der mit ungenügender Kraft geworfene Spieß hatte das Tier nur verwundet, nicht getölet. In grenzenloser Wut hatte sich darnach die gereizte Bestie auf den Jäger geworfen, der sich vergeblich mit einem Messer zu verteidigen suchte.

Der waghalsige Bursche war verloren, wenn er nicht noch rechtzeitig aus den Krallen des Bären befreit werden konnte. Zum Glück für ihn zeigte sich, obgleich nur höchst



ungenügend bewaffnet zu einer Bärenjagd, der Priester sofort bereit, den Kampf aufzunehmen.

Vor allen Dingen that Eile not. Und der kurze Entschluß und die augenblickliche Ausführung desselben war des Bären Tod.

Das Tier merkte ja auch die ihm plötzlich drohende Gefahr und war im Begriff, sich aus der Umarmung mit dem jungen Jäger loszumachen und auf den neuen Gegner zu stürzen. Aber er kam nicht dazu. Theobald war zu schnell. Ein gewaltiger wohlgezielter Arthieb des Priesters spaltete ihm den Schädel.

Doch mit dem toten Bären zugleich sank auch der Jüngling ohnmächtig in das Gras.

Bestürzt ließ sich der Priester neben ihm nieder. Er fürchtete, der Knabe wäre tot. Als er aber noch Leben in ihm spürte, riß er Lappen von seinem Mantel und stopfte sie in seine Wunden, um das Blut zu stillen. Darauf eilte er zurück nach seinem Bündel, in welchem sich besseres Verbandzeug und noch etwas Wein zur Stärkung des Verwundeten befand.

Nachdem er darauf einen sorgfältigeren Verband auf die blutigen Bärenrisse gelegt und dem Ohnmächtigen einige Tropfen Wein eingeflößt hatte, schlug dieser die Augen auf und begann anfangs leise, dann immer lebhafter zu sprechen. „Gelobt sei Wuotan! Er ist immer noch meinem Geschlechte günstig. Der Wunschgott hat meinen Wunsch gehört und mich nicht ruhmlos in das Nebelreich „Hel's“ hinabsteigen lassen. Mein Schicksalsfaden ist noch nicht abgerissen. Ich darf noch Thaten thun und als ruhmreicher Held aufsteigen zu Walhalls Höhen.

Heil auch dir, „Ziu“, den sie auch „Sagnot“ nennen, Schwertgott, Helfgott, du hast meinen Hilferuf, mein

„Betergeschrei“ gehört und hast mir den Helfer gesandt in der höchsten Not.“

„Sehe ich aus wie ein Abgesandter „Thrs“ oder „Zius“, oder glaubst du, daß mich Wuotan hierher geführt hat?“ fragte streng der Priester den Jüngling, der eben, nachdem er den Göttern gedankt, ihm seinen Dank aussprechen wollte.

Der Verwundete starrte seinen Lebensretter halb erschreckt, halb verwundert und fragend an: „Du bist ein Franke? Ein Christenpriester?“

„Ja, ein Christenpriester“, erwiderte dieser, „der nicht im Dienste deiner armseligen, toten und nichtigen Lügengötter steht, sondern im Dienste des allein wahren, Lebendigen, ewigen Gottes, der alles in seiner allmächtigen Hand hält und auch dich in deiner Not beschützt und bewahrt hat.“

Der kühne Sachsenjüngling hatte ein tiefes, empfindsames Gemüt. Ein Zug von Trauer ging deswegen bei den harten Worten des Priesters über sein zartes, bleiches Gesicht.

„Ach, schelte mir doch meine Götter nicht!“ sagte er mit weicher Stimme. „Ich möchte mit dir nicht zanken und streiten, da du eben erst mit Gefahr deines Lebens mich dem Tode entrissen hast. Ich möchte dich von Herzen gern haben und dir dankbar sein.“

Der Priester wurde schamrot im Gesicht und erwiderte: „Verzeihe mir, daß ich mich von dem Eifer fortreißen ließ und die Liebe vergaß.“

Ein herzgewinnendes Lächeln belebte die feinen, aber leidenden Züge des Jünglings, indem er dem Priester die Hand bot und ihm tief in die Augen blickend sagte: „Ich glaube, wir werden noch recht gute Freunde werden. Meine Dankbarkeit wenigstens wird nur mit dem Tode erlöschen.“

Es lag etwas vornehmes, man möchte sagen herablassendes in dem Wesen des jungen Menschen, was auf eine höhere Abstammung desselben hindeutete. Dasselbe sprachen auch die kostbaren Verzierungen an seinen Waffen und die reichen Stickereien auf seiner sonst einfachen Jagdkleidung. Dabei aber leuchtete eine Treuherzigkeit und Kindlichkeit aus seinen Augen, welche ihm die ganze Zuneigung Theobalds erwarb.

„Ja, ich möchte dir der beste Freund werden“, sagte er, „den du auf Erden hast, der nicht bloß dir den Leib, sondern auch die Seele von dem Tode zu erretten wünschte.“

„Meine Seele willst du retten?“ fragte verwundert der Jüngling. „Meine Seele ist in keiner Gefahr.“

„Deine Seele ist in höherer Gefahr, als dein Leib, da er von dem Bären umschlungen war und fordert meine ganze Liebe heraus“, antwortete in belehrendem Tone der Priester. „Um dir das sogleich zu beweisen, will ich dich auf eine Thorheit aufmerksam machen. Wir wissen nicht, wie lange wir ungestört bleiben. Du ließeest eben durch deine Worte erkennen, daß dein höchstes, was du kennst, das ist, daß du einmal als Held eingeführt wirst in Walhall. Das Höchste in Walhall jedoch soll nach euren Sagen sein, daß die Helden sich ihrer Thaten rühmen und Met trinken.“

„Jetzt überlege einmal, mein Freund, du hast an dem Herdfeuer schon manchen prahlenden, Met trinkenden Helden gesehen. Sie sind dir vielleicht sogar schon zum Überdruß geworden, — wenn du nun in alle Ewigkeit nichts anderes hättest, als diese ewigen Erzählungen und diesen ewigen Met, würde dir Walhall nicht vielleicht eher ein Ort der Qual, als der Freude werden?“

„Soll es wirklich nichts Höheres in der Welt geben,

als Menschen morden und Becher leeren? Muß nicht die Seele, wenn sie nichts Besseres hat, zu Grunde gehen?"

„O, du selbst kennst besseres, wenn du es auch nicht genügend schätze. Du besitzest die Anfänge von dem, was deine Seele heilen könnte. Du hast gewiß eine Mutter daheim, die dich liebt und die du liebst. Wenn du nun jetzt heim kommst und du erzählst von deiner Todesnot, in welcher du warst, wie wird sie dich an das Herz pressen in Mutterangst und Mutterglück und du selbst hast vielleicht eine Thräne im Auge vor tiefer Rührung über solche Liebe und fühlst, daß du unsagbar glücklich bist, aber in dir steigt auch eine Liebe auf, so rein, so edel, so hoch, daß du weißt, daß du jeden Augenblick für diese Liebe sterben könntest und daß es das Beste ist, was dein Wesen hat und bietet.“

„Sage mein Freund, können deine prahlenden, rauhen, blutigen „Einheriers“ einen Vergleich aushalten mit diesem reinen Glück der zartesten Liebe, von dem ein Funken mehr wert ist, als dein ganzes Walhall? Doch ich will dir von einer Liebe sagen, von der die ganze Allgewalt der Mutterliebe nur ein Wispen ist gegen einen gewaltigen Sturm, nur ein Tropfen Wassers gegen ein Meer, nur ein fallendes Blatt gegen einen unermesslichen Wald, und ich will dir den Ort nennen, wo diese Liebe ihre Vollendung und ihre ewigen Feste feiert, daß du dich nur noch sehnen kannst aus dieser argen, kalten Welt hinaus nach solchem Licht und solchem Glück.“

Der Jüngling war des Priesters begeisterten Worten mit leuchtenden Augen gefolgt. „Von solcher Liebe sollst du mir erzählen und jenem wunderbaren Orte, wo diese Liebe daheim ist“, sagte er.

Sie wurden aber in ihrer Unterhaltung gestört. Aus der Waldestiefe klang ein gewaltiger Hornstoß herauf bis auf die Höhe.

„Ach, mein Vater und meine Gefährten“, rief der Jüngling. „Ich hätte sie fast vergessen. Lieber Freund, thue mir den Gefallen und gib ihnen Antwort, hier hast du mein Horn. Ich bin noch zu schwach.“

Theobald ließ das Horn so mächtig erklingen, daß der Jüngling verwundert aufschaute und meinte: „Du bist früher auch einer der Frankenhelden gewesen. Denn ein anderer Mann führt nicht solche Streiche mit der Art und entlockt dem Horn nicht solche Töne.“

Aber mitten in seiner Rede wurde der junge Sachse leichenbläß: „Ach was habe ich Undankbarer gethan!“ rief er schmerzlich. „Ich habe dich selbst deine Todfeinde herrufen lassen und statt dir gutes zu thun, dich in die höchste Gefahr versetzt.“

„Was thun wir jetzt. Mein Vater und mein Großvater hassen die Franken und erschlagen ihre Priester, wo sie dieselben finden. O, es zerreißt mir mein Herz, aber du mußt fliehen, mein Freund. Die Götter werden es flügen, daß ich dich wiederfinde und dir vergelten kann.“

„Ich bin einmal geflohen, ich fliehe nicht mehr“, erwiderte Theobald ernst.

„O, du weißt nicht, wer ich bin. Ich bin Albio, der Sohn Herzog Brunos, der Enkel Wittelinds.“

„Hast du nie von dem Zorne Wittelinds gehört?“

„Und wenn alle Widersacher des Christentums aufständen gegen mich“, antwortete mit kühner Entschlossenheit Theobald, „ich würde nicht fliehen. Ich vertraue auf meinen Gott. Will er mir helfen, dann spotte ich der Macht deiner Götter, wie dem Wüten deines Volkes. Will er mich aufnehmen in seinen Himmel, ich bin bereit.“

Der heidnische Jüngling sah mit tiefgehender Bewunderung auf das leuchtende Antlitz des christlichen Priesters.

II.

Wittkind.

Der feindliche Gegensatz zwischen jenen großen, edlen und reichbegabten deutschen Stämmen, den Franken und den Sachsen, hatte damals den höchsten Grad erreicht und das Ende des Kampfes zwischen den gleich tapferen und kriegerischen Völkern war vorerst nicht abzusehen. Der höheren fränkischen Kriegskunst stand eine Zähigkeit, ein Troß und eine Ausdauer von seiten der Sachsen gegenüber, die nicht tot zu machen waren. Und wenn die Franken, als die Erben der im Kampfe mit dem fallenden Rom aufgeriebenen deutschen Stämme, sich selbst als die Träger und Vermittler römischer Kultur und des Christentums ansahen, so repräsentierten die Sachsen, noch unberührt von römischem Wesen, das Urgermanentum, wie es in den deutschen Wäldern geherrscht hatte und hielten auf das äußerste fest am alten Brauch, an der alten Religion und den alten heidnischen Göttern.

An der Spitze der Franken stand allerdings in Karl dem Großen einer der größten Herrscher, die je aus deutschem Blute hervorgegangen sind, bedeutend als Feldherr und noch bedeutender als Fürst, ein Mann, der mit seinem mächtigen Geiste gleichsam dem ganzen Mittelalter sein Gepräge gab und der es sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, alle germanischen Stämme, darunter auch die Sachsen, unter seinem Zepter und unter der Hut des Christentums zu vereinigen; aber ihm gegenüber stand in Wittkind ein echter Volkskönig, in welchem allein sich die ungeheure Widerstandskraft und der troßige Geist des ganzen Sachsen-

volks konzentriert zu haben schien, ein Mann ebenso wagemuth, als listig verschlagen und feurig beredt, der mit unverwundlicher Tapferkeit und ungebeugtem Mute, wenn auch hundertmal geschlagen, seine Landsleute voll Siegeshoffnung wieder in neuen Kampf führte.

Man konnte darum damals den endlichen Ausgang des Kampfes im voraus noch lange nicht bestimmen. Man wußte nicht, wer den Sieg davon tragen würde, die von den Römern ererbte Kriegskunst oder urgermanische Wildheit, ob der gewaltige christliche Herrscher, oder der kühne heidnische Volkskönig. Wir aber müssen mit unserer Sympathie auf Seiten der Franken stehen, weil der Sieg der Franken zugleich den Sieg der Kultur und des Christentums über das rohe Barbarentum bedeutete.

Freilich war beides, Kultur wie Christentum, auch bei den Franken noch schwach und Franken und Sachsen standen so ungeheuer nicht auseinander.

Karl der Große, der selbst im Alter schreiben lernte, mußte überhaupt erst Schulen gründen und da und dort Gelehrte heranziehen, die der erwachenden Bildung Bahn brechen sollten. Das Christentum aber hatte weder bei dem kriegerischen Karl, der in seinen Mitteln wahrhaftig nicht wählerisch war, noch bei seinem kriegerischen Volke die Sitten besonders gemildert, noch war die christliche Kirche damals ein besonderes Muster.

Allein es waren Anfänge da. Wir können heute nach so vielen Jahrhunderten von einer Vollendung nicht reden. Damals aber kam es vorerst nur darauf an, die rechten Entwicklungskeime zu legen, die allerdings sehr allmählich Barbarentum und Heidentum überwinden konnten.

Dabei gab es indessen damals schon, gleichsam als Wärter und Pfleger dieser Lebenskeime, immer einzelne,

die gebildeter waren, wie ihre Zeitgenossen und das Christentum inniger und wahrer auffaßten, etwa Leute wie Eustachius und sein tapferer Schüler Theobald.

Sie waren die Propheten einer künftigen Zeit. In diesem Sinne hat es immer Propheten gegeben.

Theobald stammte aus dem Karl dem Großen nahe verwandten, edlen Geschlechte der Salier oder Konradiner, die im Lahngau sehr begütert waren und in der schön- und festgelegenen Weilburg an der Lahn ihren Wohnsitz hatten. Graf Heimo hieß sein Vater, der mit sieben wehrhaften, starken Söhnen fast stets in der Nähe seines hohen Fürsten weilte und dessen Kriege führen half. Theobald war der letzte und achte Sohn.

Seiner früh entwickelten Anlagen wegen bestimmte ihn Kaiser Karl zum Gelehrten. Sein Vater hätte gern einen Ritter aus ihm gemacht. Allein seine fromme Mutter trug den Sieg davon, die wünschte, daß er Geistlicher werden sollte. Er besuchte die Hofschule Kaiser Karls, die wie bekannt, unter der besonderen Obhut und Leitung des außerordentlich thätigen und sich um das Kleinste kümmernden Monarchen stand und die er oft genug heimsuchte, und wo auch jene berühmte Geschichte geschah, daß der Kaiser eines Tages die Fleißigen, welche größtenteils die Söhne seiner niederen Beamten waren, zu seiner Rechten stellte und ihnen Anstellung und eine schöne Zukunft versprach, während er die faulen Söhne der Vornehmen zu seiner Linken mit jenen denkwürdigen Worten andonnerte: „Ihr Junker, Söhne der Ersten nach mir, ihr Weichlinge und glatten Gesichter, habt auf eure Herkunft und eure Güter pochend, meinen Befehl und eure Ausbildung dem Wohlleben, dem Spiel, dem Müßiggange oder eiller Kurzweil hintangesezt; aber beim König des Himmels, ich achte

euren Adel und eure Schönheit gar geringe, mögens andere bewundern. Und dieses sollt ihr wissen, wenn ihr nicht bald eure bisherige Faulheit durch munteren Fleiß wieder gut macht, so werdet ihr von Karl nie wieder ein gutes Wort hören.“

Theobald gehörte zu den hervorragendsten Schülern der Schule und genoß deshalb die ganze Gunst und Liebe seines Fürsten, der gerne etwas Großes aus ihm gemacht hätte.

Kaiser Karl that deshalb denselben später nach Fulda, wo er zur Pflege der Wissenschaft eine Art Akademie errichtet hatte. Aber gerade dort reifte der Entschluß des jungen Mannes, dem heißen Verlangen seiner Mutter nachzukommen, und in den geistlichen Stand einzutreten. Er fühlte, daß er nicht zu einem Gelehrten taugte. Sein rasches Blut und sein feuriger Sinn forderten ein thätiges Leben. Allerdings eignete er sich dann gewiß auch nicht zu dem beschaulichen Dasein eines Klosterbruders. Daran hatte er übrigens niemals gedacht. Fulda mit seinen tausendfachen Erinnerungen an seinen Gründer Bonifacius, den Apostel der Deutschen, hatte den Gedanken in ihm erweckt Heidenbekehrer zu werden.

Die Gefahren, denen er dabei entgegenging, entsprachen der Kühnheit seines Geschlechtes, die Strapazen seinem gewandten, starken Körper, die Herrlichkeit des Evangeliums seiner hohen Befinnung und seinem tiefen Gemüthe und der Treue seines Wesens und die Noth der Heiden seiner Liebe und Opferfreudigkeit. Er schien wie zum Missionar gemacht.

Und so ging er, begleitet von den Segenswünschen und Gebeten seiner frommen Mutter, bei dem zweiten Zuge Kaiser Karls gegen die Sachsen, mit einem Heere desselben über den Westerwald und durch das spätere Wittgensteinische ungefähr denselben Weg, den er bei seiner Flucht wieder zu

machen gedacht hatte, nach Westfalen und war nach dem Siege Karls und der Unterdrückung des Aufstandes unter dem erfahrenen Gustadius als Heidenbefehrer bei den Sachsen zurückgeblieben.

Diese begeisterten Prediger des Evangeliums konnten ja freilich in einer kriegerischen, leidenschaftlich erregten Zeit und bei den trotzigem, empörungsfüchtigen Sachsen nur wenig ausrichten. Ihr geringer Erfolg hatte meistens mit dem Märtyrertode vieler geendet. Aber wie Theobald im schmucklosen Priestergewande dastand neben dem von dem Tode geretteten Sachsenknaben, allerdings wehrlos, allein mutigen Muges und voll hohen Gottvertrauens die Führer des Sachsenheeres, darunter den schlimmen Wittekind selbst erwartend, konnte er als würdiger, ja einer der edelsten Vertreter des damaligen Christentums gegenüber dem wilden und blinden Heidentume gelten.

Der diesmalige Aufstand der Sachsen hatte in der Meinung von Kaiser Karls Tod eine größere Ausdehnung angenommen, als die früheren. Sachsenbanden waren durch Hessen und Thüringen ziehend bis nach Fulda, ja bis an den Main und Mittelrhein plündernd, mordend und fegend vorgeedrungen und auf der anderen Seite bis Köln und Koblenz. Die Bewohner hatten sich in Wälder und Einöden geflüchtet, um dem sicheren Tode zu entgehen. So waren auch die Mönche in Fulda noch rechtzeitig vor diesen blutigen Räubern mit ihren Heiligtlümmern nach dem Rhöngebirge entwichen.

Aber Karl war nicht tot, wenn auch ein Teil seines Heeres im Pyrenäengebirge zu Grunde gegangen war.

Plötzlich kam die Nachricht, sehr enttäuschend für die übermühtig gewordenen Sachsen, daß er noch am Leben sei und wie ein Racheengel mit seinem Heere in Gilmärschen

heranziehe. Ja, noch mehr erfuhr man, daß Karls bewährte Führer, darunter auch Graf Heimo, welche Karl vorausgeschickt hatte, bereits im Begriffe waren, unter den Baiern, Thüringern und Franken ein weiteres Heer zu sammeln.

Da fand es auch der kluge Wittekind für gut, seine nach allen Seiten hin zerstreuten Haufen zusammen zu rufen und Verstärkungen heranzuziehen. Vorzüglich war noch Reiterei nötig und um diese zu schaffen, waren Boten nach der Heimat Brunos, des Vaters Albios, und des Herzogs der Engern, der als der beste Reiterführer im Sachsenheere galt, abgegangen.

Während dieses aber geschah, lagerte Wittekind in der nach ihm genannten Sachsenburg, nicht weit von der Eder und hatte an dem Tage, wo die erzählten Ereignisse vorfielen, mit seinem Schwiegersohne Bruno, seinem Enkel und anderen aus seinem nächsten Gefolge einen Jagdzug in dem Rothaargebirge, nach dem sogenannten Bärenkopf zu, unternommen.

Man glaubte noch Zeit zu Jagdvergünstigungen zu haben. Aber mitten in der höchsten Jagdlust brachte ein bewährter Spion Wittekinds, namens Kollo, demselben die beunruhigende Nachricht, daß das in Thüringen und Franken gesammelte Heer bereits auf dem Marsche gegen ihn sei. Wittekind war sehr mißstimmt. Er sah, daß er zu lange gezögert hatte. Die Jagd war natürlich gestört. Man blies zur Heimkehr und war nur noch in Besorgnis wegen Albio, den man nirgends fand.

Die verhängnisvollen Notsignale Theobalds und Albios riefen aber die Jäger eiligst herbei.

Allen voran stürmten Herzog Bruno und Wittekind, welche die Angst um den schon länger vermißten tollkühnen Knaben trieb. Wittekind hatte bei aller Wildheit eine

zärtliche Liebe zu den Seinen. Albio aber war sein einziger männlicher Nachkomme. Als sie übrigens auf dem Schauplatze erschienen, hatte bloß Bruno einen Blick für seinen fast verunglückten Sohn. Wittekind sah dagegen nur den fränkischen Priester. Sein Haß war stärker als die Liebe. Und während Brunos Auge von zärtlicher Freude strahlte über die glückliche Rettung seines einzigen geliebten Kindes aus furchtbarer Gefahr, flammte das Auge Wittekind's in vernichtendem Zorne auf.

„Wie kommst du hierher, Frankenhund?“ donnerte er Theobald an.

Der Mann konnte sowohl durch seine Stimme, als auch durch seine martialische Erscheinung jemanden bis auf den Tod erschrecken. Er maß noch über die altgermanischen sieben Fuß und überragte seine Begleiter um die halbe Kopflänge, wie ihm auch keiner an Breite der Schultern und Macht der Glieder gleichkam. Sein gewaltiges Haupt, das er barhäuptig trug, umwogte ein Wald grauer Locken, die ein einfacher Goldreif umspannte, die aber mit dem breiten, grauen Bart fast zusammenfloßen. In seinem mächtigen Auge und seinem lähn geschnittenen Gesichte aber lag eine rücksichtslose Entschlossenheit, eine trotzige Starrheit und eine wilde Energie, die ihn zum unumschränkten Gebieter seiner Freunde und zum Schrecken seiner Feinde machte und es erklärlich finden ließ, wenn Kaiser Karl sagte, daß er mehr zu fürchten sei, als ein ganzes Sachsenheer und daß, wenn er ihn nicht habe, er nichts habe, da er den Kopf des Aufstandes nicht habe, weil demselben immer wieder, wie der Hydra, der Leib nachwachse.

In der Kleidung zeichnete er sich nicht vor den anderen aus. Er trug ein lederneß Jagdhemd mit einfachen Verz-

zierungen, welches bis zu den Knieen reichte und von dort an Lederstrümpfe und Schuhe. Knie und Arme waren nackt. Als Waffe führte er einen wuchtigen Speiß in der Faust und im Sürtel einen Streithammer und ein kurzes zweischneidiges Schwert. So schmußlos dieses alles war, lag eine Würde und eine Hoheit in dem Auftreten des Mannes, daß seine bevorzugte Stellung, welche er in seinem Volke einnahm, sofort erkennbar wurde.

Derjenige, welcher ihm am nächsten stand, sowohl an Größe, als an äußerer Haltung, war außer Bruno der fränkische Priester.

Auf die Beschimpfung Wittelinds antwortete er in zwar bescheidener und doch hoheitsvoller Weise: „Ich diene einem Herrn, der zwar sanftmütig und von Herzen demüthig ist, der aber doch im Leben auf der Erde unverdiente Schmach entschieden zurückwies, und so kann ich dir auch sagen, daß ich kein Hund bin, sondern ein Mensch so gut wie du von Gott geschaffen und dem Tode und dem ewigen Gerichte unterworfen, und daß ich ein freier Mann bin und von so edelem und erlauchtem Geschlechte, wie du selbst. Denn mein Vater ist Graf Heimio, der Vetter des Kaisers Karl. Und wenn du mich fragst, wie ich hierher kam, so sage ich dir, um deinen Enkel von dem gewissen Tode zu erretten, wie du an dem erlegten Bären sehen kannst.“

Die Würde und Wahrheit dieser Worte verfehlten ihren Eindruck nicht.

Wittelind warf einen raschen, scharfen Blick auf den gespaltenen Bärenschädel, auf die blutige Art und seinen bleichen Enkel. Allein, statt daß die Rettung des Knaben ihn besänftigte, vermehrte die Heldenthat und das würdige Benehmen des Franken nur seinen inneren Grimm.

„Du bist ein Spion“, rief er. „Die Franken haben dir eine Priesterkulte umgehängt, um desto leichter uns auszuforschen. Die Priester, welche zu uns herüberkamen, waren nicht von dem Holze, aus dem du gemacht scheinst. Mache dich darum bereit zum Sterben.“

„Sterben kann ich, doch lügen thue ich nicht“, sprach der Priester. „Und so sage ich dir, daß ich kein Spion bin, sondern daß ich aus Liebe zu meinem Heilande und Herrn zu euch verblendeten Heiden gekommen bin, um euch den wahren Gott zu lehren, und euch das Evangelium seiner in Christo erschienenen Gnade gegen die Sünder zu verklären. Meine Genossen, unter ihnen der greise Vater Eustachius, ein echter Gottesmann, sind unter den verruchten Händen eurer Mörder zwischen Lippe und Weser gefallen und ich bin allein entflohen. Aber ich bin des Fliehens müde. Es ist mir eine Ehre und eine Freude, für meinen Herrn zu sterben. Du aber suchst nur einen Grund, um mich zu töten. Ich bin zum Sterben bereit.“

„So stirb!“ schrie Wittelkind und warf seinen Speer, der aber über den Kopf des Priesters hinausfuhr und einen jungen Baumstamm, der weiter oben stand, halbierte.

Herzog Bruno sprang abwehrend herbei und Albio fiel vor Schrecken in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher man ihn nur mit Mühe wieder zum Leben brachte.

„Du Narrchen“, sagte Wittelkind, der über den Erfolg seiner That erschrocken war und um das Leben seines geliebten Enkels gezittert hatte. „Glaubst du wirklich, daß ich deinen Lebensretter an derselben Stelle töten würde, wo er dich gerettet hat? So schlimm sind wir vielgeschmäheten Heiden doch nicht. Ich habe nur diesen fränkischen Priester erproben wollen, ob er prahlte oder log. Er hat aber keine Probe bestanden. Nicht eine Wimper hat ihm am

Auge gezuckt, als der Spieß an seiner Stirne vorüberfauste. Er mag meinerwegen unverfehrt von dannen ziehen. Das soll sein Lohn sein. Gen Südosten zu wird er seinen Vater treffen, der dort ein Heer sammelt. Aber er muß mir auf Handschlag geloben, nimmer wieder in das Sachsenland zurückzukehren.“

„Das werde ich nie thun“, rief der Priester.

„So mußt du dennoch sterben“, sagte Wittekind, finsternen Auges ihn anblickend.

„Dann töte mich!“ erwiderte der Priester mit gott-ergebener Miene. „Denn ich werde stehenden Fußes wieder von hier in das Sachsenland zurückkehren, um dort das Evangelium zu predigen. Ich habe mich einem höheren Herrn gelobt, meinem Himmelskönig, dem muß ich vor allen Dingen Treue halten. Er hat aber gesagt: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Unter den Völkern sind auch die Sachsen gemeint. Wie kann ich nun geloben, nicht zu den Sachsen zu gehen? Wie darf ich meine Treue brechen?“

Es lag in den Worten und dem Wesen Theobalds ein solcher Glaubensmut und eine solche innere Begeisterung, daß der gewaltige Sachsenführer ein wenig erbleichte. Denn bei diesem ausgesprochenen, nach nichts fragenden, rücksichtslosen Gehorsam des christlichen Priesters überkam ihn die Ahnung, daß es eine höhere Macht gebe, gegen welche all sein Ankämpfen nichts hülfte und daß die Stunde des Falles seiner Götter und der Sachsenmacht unwiderstehlich heranrückte.

„Sage einmal Priester“, fragte Wittekind, „hat Karl noch mehr solcher Leute, wie du?“

„Ich habe noch sieben Brüder“, antwortete Theobald.

„Die meine ich nicht; die kenne ich. Aber mit denen werde ich fertig“, sagte Wittekind. „Ich meine solcher Priester, wie du.“

„O, so wird er wohl noch viele haben“, erwiderte Theobald bescheiden.

„Dann weiß ich nicht“, sagte kopfschüttelnd Wittekind, „warum Karl diese nicht allein zu uns sendet? Er soll doch ein geschickter Mann sein. Aber mit solchen Leuten würde er eher uns beslegen, als mit seinen Heeren.“

„Aber jetzt will ich dich um etwas bitten. Ich habe sonst nie einen Feind um etwas gebeten, doch du hast meine Achtung erworben. Du siehst selbst wohl ein, entweder mußt du geloben oder sterben. So will ich dir einen ehrenvollen Ausweg bieten. Du kannst eine Axt schwingen und gewiß auch einen Speer werfen. So biete ich dir an, mit mir selbst zu kämpfen auf Leben und Tod. Entweder du fällst, so bist du wie ein Held gefallen oder du tötest mich. Dann soll dir der Weg offen stehen in das Sachsenland. Das ist das Höchste, was ich für dich thun kann.“

Theobald war sehr bewegt. Das heiße Frankenblut begann in seinen Adern zu toben. Aber er bezwang sich. „Ich erkenne die Ehre an“, sagte er, „welche du mir an- thun wolltest, meine Waffe mit einem der berühmtesten Krieger seiner Zeit zu kreuzen. O, ich thäte es auch von Herzen gern. Aber ich darf nicht. Mein König und Herr ist ein König des Friedens und sagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“

„So bist du doch nichts anderes, als ein plärrender Mönch und ein Feigling“, tobte Wittekind, der sich schämte einen solchen ehrenvollen Antrag zurückgewiesen zu sehen.

Theobald erwiderte stolz: „Die zu sterben wissen, sind

keine Feiglinge. Und oft ist nicht zu kämpfen schwerer, als zu kämpfen.“

Allein Wittelind hörte ihn nicht mehr, sondern befahl in höchstem Zorn seinen Leuten: „Wenn er nicht geloben will, werfet ihn in Banden, oder machet ihn sonst unschädlich!“

Herzog Bruno trat bittend für den Lebensreiter seines Sohnes ein. „Nun, du magst ihn haben“, rief noch immer grollend Wittelind. „Allein du mußt dich mit Gut und Blut dafür verbürgen, daß er keinen Schaden anfängt und sich keiner von euch durch ihn zum Christen machen und taufen läßt.“

Erst nachdem Bruno ein feierliches Gelübde abgelegt hatte, durfte er den fränkischen Priester mit sich nehmen.

Er zog mit seinem Gefolge einen anderen Weg als Wittelind, da er, bevor es mit den Franken zu einem blutigen Zusammentreffen kam, noch seinen verwundeten Sohn in die Heimat zu bringen wünschte und sich zugleich an die Spitze der dort geworbenen Reiter stellen wollte, um sie Wittelind möglichst rasch zuzuführen, indem von dem rechtzeitigen Eintreffen derselben vielleicht die Entscheidung der Schlacht abhing.

Wittelind sah den Abziehenden finster nach.

Als sie kaum einige hundert Schritte entfernt waren, rief er einen breitschulterigen Kottkopf herbei, der bei dem Ausweiden des Bären beschäftigt gewesen war und ein widerlich häßliches, boshaftes Gesicht, aber einen außerordentlich geschmeidigen, starken Körper zeigte.

„Stollo“, sagte er, „du schleichst dem Herzog der Engern nach, ohne daß dich jemand merkt. In drei Tagen aber lebt der fränkische Priester nicht mehr, hörst du? Du stehst mit deinem eigenen Leben dafür ein.“

Herzog Hesso aus Ostphalen, einer der Getreuesten Wittekinds, der diese Weisung gehört hatte, sah Wittekind höchst betroffen und vorwurfsvoll an.

Wittekind wurde feuerrot im Gesicht und sagte: „Ich thue es nicht gern. Der Franke hat mit seiner Kühnheit und Offenheit mein ganzes Herz gewonnen. Dazu ist er der Retter meines Enkels und ich bin ihm Dankbarkeit schuldig. Aber das Wohl Sachsens geht über alles. So bleibt mir nichts übrig, als zum Meuchelmord zu schreiten. Der Priester ist gefährlicher, als du glaubst. Mein Schwiegerohn, obgleich der Tapferste der Tapferen in der Schlacht, ist der Rede gegenüber schwach und zugänglich. Wenn ich aber die Macht der Götter unbesiegt und das Volk der Sachsen frei erhalten will, darf ich nicht selbst mir den Hecht in den Karpfenteich, den Sperber in den Taubenschlag, oder den Wolf in den Schafstall sperren.“

III.

Mordanschläge.

Der Weg Brunos führte hauptsächlich durch Wald. Dort hatte sein Gefolge eine Unterkunft für die Nacht in einer alten Jagdhütte gefunden, welche am Wege lag. Dieselbe war allerdings von einer ziemlich uranfänglichen Bauart. Zwei mit Moos bedeckte Holzgeslechte hatte man wie zwei Kartenblätter neben einander gestellt und den hinteren Teil, welcher von Waldesdickicht umgeben war, mit einer ebenso beschaffenen Wand geschlossen, während die

vordere Seite sich frei und offen auf einen Rasenplatz öffnete, in dessen Mitte eine Quelle sprudelte. So einfach dieser Unterschlupf indessen war, für die ziemlich rauhe Nacht gewährte er Schutz und einige Wärme, zumal als man ein gewaltiges Feuer direkt vor dem Eingang anzündete, bei welchem einige zarte Blüffelstücke und einige duftende Rehbraten an dem Spieße schmorten.

Das Feuer wurde auch für die Nacht unterhalten, nachdem das mit Met gewürzte Mahl längst beseitigt war, sowohl zur Erwärmung, als auch zur Abwehr gegen die Wölfe, deren zahlreiche Anwesenheit ihre durch das Dunkel glänzende Augen und ihr hungriges Geheul verriet. Allein, wenn diese blutigen Raubtiere sich auch abhalten ließen, eine andere Bestie ließ sich nicht in ihren Unternehmungen durch das Feuer stören: Kollo, der von Wittekind gesandte Mörder.

Er hatte eine besondere Wut gegen alle Christen, weil er selbst gegen seinen Einspruch, als er einst in die Hände der Franken geriet, als Taufe mit Wasser begossen worden war, zumal aber gegen die Priester, deren einer ihn getauft hatte. Wenn auch die Taufe nichts bei ihm gewirkt hatte, so glaubte er doch, es sei ihm damit etwas angethan. Er sei verhext und müsse nun auch wider Willen Freundschaft für die Christen und ihren Gottesdienst fühlen. Um den vermeintlichen Zauber los zu werden, diente er viel eifriger den Göttern und wüthete, alle besseren Regungen unterdrückend, wie ein Rasender gegen die Christen.

Seine Art war am besten einem grimmigen Bullenbeißer zu vergleichen, welchem man einen Gegenstand auf den Kopf gesetzt hat und der nun in den vergeblichen Versuchungen, denselben los zu werden, gegen alle, welche sich ihm nähern, die Zähne fletscht und um sich beißt.

Wenn die bestellten Wächter vor der Waldhütte nicht geschlafen hätten, würden sie schon aus dem Umstand, daß die Wolfe für etliche Augenblicke verschwunden waren, gemerkt haben, daß sich ein Mensch ihrem Lager näherte. Allein sie schliefen in dem Bewußtsein, daß eigentlich keine Gefahr zu fürchten sei. Nollo konnte sich völlig unbemerkt dem Lager nähern. Selbst die Hunde, welche an sich wegen den nahen Wölfen unruhig waren und nur durch die Koppel festgehalten wurden, benahmen sich nicht besonders erregt.

Übrigens hätte selbst eine Entdeckung ihn nicht in eine besondere Verlegenheit gebracht, da er für diesen Fall einen Auftrag Wittelinds für seinen Schwiegersohn zum Vorschützen in Bereitschaft hielt.

Da das Feuer am Erlöschen war, gab er demselben in seiner kühnen Frechheit sogar neue Nahrung, um die Schläfer besser übersehen zu können und da auch die höher aufschlagende Flamme dazu nicht völlig ausreichte, steckte er einen Rienspan an, durch dessen Licht er denn auch in der Tiefe der Hütte neben dem verwundeten Albio seinen Feind entdeckte.

Das Mordmesser im Munde warf er sich auf den Boden und kroch wie eine Schlange nach seinem Opfer hin. Doch nach kurzer Zeit kam er unverrichteter Sache ebenso leise wieder zurück. Ein riesiger Sack lag quer vor dem Priester, und als er denselben eben überschreiten wollte, öffnete der infolge seiner Wunden etwas fiebernde Albio seine Augen. Er merkte, dort war kein Durchkommen für ihn. Dagegen hatte er gesehen, daß Theobald gerade in der rechten Ecke der Hütte lag und daß sich von außen eine noch bessere Gelegenheit bot, den Mordplan auszuführen. Er brauchte ja nur ein Loch in die Mooswand zu brechen

und konnte darauf leicht mit seinem Speere den gehafteten Franken erreichen und durchstechen.

Die Öffnung war da. Schon nickte die verhängnisvolle Spitze des Speeres nach dem Haupte des Priesters. Es bedurfte nur noch des Stoßes durch die Hand des Feindes. Allein in diesem Augenblick schrie der von schweren Träumen heimgesuchte Albio auf und weckte Theobald sowohl, wie auch den Herzog, der auf der anderen Seite seines Sohnes schlief. Nollo hatte zu seinem Stoße weit ausgeholt, um denselben kräftiger zu machen, aber dieser kurze Zeitaufwand genügte, um ihn völlig vergeblich zu machen.

Theobald war im Schrecken über den Schrei in die Höhe gefahren und der Speer traf nur seinen Bündel, der ihm als Kopfstütze diente.

Herzog Bruno aber hatte den Stoß beobachtet und mit rascher Hand nach dem Speere gegriffen, den darauf Nollo fahren ließ.

„Das hat dir gegolten, Frankenpriester“, rief Bruno. „Um ein Haar breit nur bist du dem sicheren Tode entronnen.“

„Aber he, holla! Was ist das aber für eine Wache, welche die Mörder um die Hütte schleichen läßt? Das werde ich doch näher untersuchen.“

Bei diesen Worten war er aufgesprungen, um eiligst um die Hütte herumzulaufen. Aber er kam zu spät. Der Mörder war entflohen. Auch die Hunde, welche man auf seine Spur brachte, kamen unverrichteter Sache zurück.

Am ruhigsten von allen benahm sich Theobald, den doch die Geschichte am nächsten anging. Er legte sogar Fürsprache für die Wache ein, welche sich von dem Schlaf hatte übermannen lassen. Auch als an dem folgenden

Tage ein Pfeil dicht an seinem Kopfe vorbeischnürte und an dem dritten Tage wieder ein Mordversuch auf ihn gemacht wurde, blieb er ruhig, während das ganze Gefolge über den unsichtbaren Verfolger in höchste Aufregung geriet.

„Wie kannst du nur so ruhig sein“, fragte Bruno, „da du doch in fortwährender Lebensgefahr schwebst?“

„Ich vertraue meinem Gott“, erwiderte der Priester. „Du siehst, daß er mich beschützt, so daß niemand mir etwas anhaben kann.“

„Ist denn wirklich dein Gott so mächtig?“ forschte erstaunt der Herzog der Engern.

„Mächtig? fragst du“, erwiderte Theobald. „Er hat Erde und Himmel, die Berge, das Meer und die Sonne und die Sterne aus nichts, nur durch das Wort seines Mundes geschaffen. Und wie er es erschaffen hat, so erhält er es auch. Kein Blatt verwelkt, kein Grashalm vergeht ohne sein Wissen und Willen. Er hat uns durch seinen Sohn sagen lassen, daß wir uns auf der Erde nicht zu fürchten hätten. Kein Haar fiele von unserem Haupte und kein Sperling vom Dache ohne seinen Willen. So kann ihm aber auch niemand entfliehen, wenn er ihn fassen will, kein Mörder, kein Verfolger, kein Untreuer, kein Sünder. Es heißt: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand führen und deine Rechte mich halten.“

Alle kamen herbei und horchten auf den begeisterten Priester.

Bruno fühlte, daß er etwas sagen müsse, um den Eindruck der Worte des Priesters abzuschwächen. Er machte deshalb den Einwurf: „Du sprachst von seinem Sohne. Ihr lehret ja, daß derselbe von den Menschen gekreuziget worden sei. So hat ihn euer Gott doch nicht retten können.“

„Ihr habt freilich eine Sage“, erwiderte Theobald, „daß ein Gott, den ihr „Baldu“ nennt, getötet worden sei, ohne daß ihn alle Götter, deren Liebling er war, hätten retten können. Der blinde Hödur erschöß ihn auf Anreizen Lofis mit dem Mispelzweig. Aber Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist nicht so von Ohngefähr gestorben, wie ihr euch die Geschichte Baldurs in euren Gedanken zurecht gelegt habt. Sein Tod ist vor allen Dingen wahr. Dann aber ist er eine hohe, ernste, heilige, notwendige Sache gewesen. Jesus ist gestorben zur Sühnung der ungetreuen, sündhaften Menschheit. Und zuletzt — er ist freiwillig gestorben um unseretwillen. Er hat seinen Tod kommen sehen und sagte zu seinem Jünger, der ihn schützen wollte: „Meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel?“

Auch Gott, der Vater, hat ihn bestwegen nicht vor dem Tode behüten wollen, obwohl alle Menschenmacht, auch eure Riesen- und Göttermacht, wie Spreu und Staub vor dem Hauch seines Mundes ist, weil sonst die Sühnung nicht zustande gekommen wäre. Nach drei Tagen hat er ihn aber wieder von den Toten auferweckt und vierzig Tage darauf ist derselbe zum Himmel hinaufgestiegen als ewiger Himmelkönig und will die entsühnte Menschheit zu sich hinaufziehen in den Himmel.

O, unser Christengott ist ein anderer als eure Götter, die selbst voll Sünde und Laster sind und den einzig guten und reinen in Baldu aus Walhall hinausgestoßen haben. Unser Christengott ist rein und heilig und haßt und bestraft das Böse, aber doch ist er voll unendlicher Milde und Barmherzigkeit und nennt alle Menschen seine Kinder und möchte sie alle in dem Himmel haben. Da werden keine Ausnahmen

geschaffen wie bei euch, wo nur die Helden in Walhall einziehen sollen. Wir hoffen auf einen Himmel, in welchem nicht bloß die Väter, sondern auch die Mütter, nicht bloß die Erwachsenen, sondern auch die Kinder, nicht bloß die Freien, sondern auch die Knechte einziehen. Jeder, der auf Christus, den Himmelkönig, schwört und ihm ein Getreuer ist im Leben und im Tod, den nennt er Bruder und teilt mit ihm die Seligkeit."

Herzog Bruno hörte selbst mit Interesse den Auseinandersetzungen des Priesters zu, allein ein Mißbehagen wollte ihn beschleichen, als die Knechte sich gegenseitig bei dessen Rede zunickten und sein eigener Sohn mit einer Art Selbstvergessenheit an dem Munde seines Lebensretters hing. Ihm fiel es heiß auf die Seele, daß er sich durch sein Wort gebunden und verbürgt habe, daß durch den Christenpriester keine Schädigung ihres heidnischen Glaubens geschehen dürfe.

Mit barscher Stimme fiel er deshalb Theobald in die Rede und verbot ihm, noch ferner von dem Christentum zu reden, da er dadurch die Seinigen in ihrem Glauben störe.

Wenn Wittekind dieses Verbot Theobald gegeben hätte, würde er ihm das Wort der Schrift entgegen gehalten haben: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“, und hätte mit aller Energie Widerstand geleistet, ja sein Leben daran gesetzt, um seinen Beruf als christlicher Glaubensbote auszuführen. Auch Bruno gegenüber hatte er durchaus nicht die Absicht des Schweigens, aber er glaubte hier die Klugheit mehr am Platze, als stolze Starrheit. Er hatte den einfachen und durchsichtigen Charakter Brunos längst durchschaut und wußte, daß es bei diesem wohl hitzigen, aber auch gutmütigen, wohl weniger scharfsichtigen, aber durchaus gerechten Manne geratener sei, den Weg der

Unterhandlung zu gehen, als des offenen Widerstandes und daß bei demselben durch Nachgiebigkeit alles zu erreichen sei, durch Trotz gar nichts.

Theobald erschien deswegen, so beföhlerisch auch die Worte des sonst freundlichen Brunos klangen, weder betroffen, noch beleidigt. Er lächelte vielmehr und fragte, ob es denn so gefährlich sei, den Christengott zu rühmen. Sie möchten doch auch ihre heidnischen Götter rühmen. Da könnte man sehen, welcher von beiden Theilen am stärksten wäre. Jemanden das Wort zu nehmen, sei doch eine That des Schwächegefühls. Die Sache gliche einem Kampfe, wo zwei Kämpfer gegenüber ständen und der eine wollte sein Schwert behalten und befehle dagegen dem Feind, seine Waffen niederzulegen.

Wenn seine wenigen Worte schon ihren Glauben erschüttert hätten, dann müsse derselbe auf gar schwachen Füßen stehen, dann sei er gar nicht wert, daß er überhaupt bestehe. Ein echter Glaube müsse sein wie ein Eichbaum, dem nicht einmal ein Sturm, um wie viel weniger der Hauch eines Mundes etwas anhaben könne und der im Gegenteile, je stärker die Winde um den Gipfel brausten, desto tiefer in der Erde wurzele.

Bruno sagte darauf, er wisse, daß er im Redekampfe mit dem Priester unterliegen würde. Die Priester seien ein glattzüngiges Geschlecht. Darum wolle er gar keinen Streit, indem die Waffen zu ungleich verteilt seien. Wenn er sein Wort nicht verpfändet hätte, möchte der Priester reden so viel er wolle, allein er fürchte, daß sich die Wehrlosen, er meine darunter seinen Sohn und die Knechte, könnten bethören lassen.

Theobald erwiderte feurig: „So lasse deine Knechte und deinen Sohn abtreten, ich will mit dir allein kämpfen.“

In Bruno's ehrlichem Gesichte malte sich Verlegenheit. Er war in seinem ganzen Leben noch keinem Kampfe aus dem Wege gegangen, der ihm angeboten war, aber hier fürchtete er zu unterliegen und dadurch sein Gelübde zu brechen.

„Nein“, sagte da der Priester, der den inneren Kampf des Sachsen sah. „Ich will deine Freundlichkeit gegen mich, Herr Herzog, nicht damit vergelten, daß ich dich in einen ungelegenen Widerstreit bringe. Ich nehme das Anerbieten des Kampfes zurück und will nach deinem Befehle schweigen von allem Christentum, und nur dann reden, wenn du selbst mich darnach fragst und zum Reden aufforderst“.

Theobald fühlte, daß es nicht wohlgethan sei, den gutmütigen Mann allzusehr zu drängen. Wenn er sich auch scheinbar durch sein Versprechen band, so vertraute er auf die wunderbare Lebenskraft des Christentums, von dem er allerdings nur einige Gedanken in die Seelen seiner neuen Bekannten hatte werfen können, aber er meinte, daß selbst diese Bruno nicht ganz würden wieder zur Ruhe lassen kommen, und hoffte, daß, wenn er denselben ganz gehen ließe, er aus freien Stücken wiederkäme.

In der That sollte sich der kluge Priester nicht verrechnet haben. Bruno kam schon eher, als man es erwarten durfte.

Der lange Weg durch die herbstlichen Wälder war einsam genug. Unter ihren Fülßen rauschte nur immer fort das Laub, das weck von den Bäumen fiel. Sonst wurde kein Laut hörbar. Da war kein Vogel, der auf den Zweigen sein fröhliches Gezitscher hören ließ; da war nicht das selbstvergeffene Gezirp eines unermüdblichen Heimchens im Grase; da war kein im Wohlbehagen gurgelnder Frosch im Sumpf; keine summende Biene im

Waldflee. Nicht einmal der Anblick zierlicher Rehgeißlein, die in der sonnigen Waldwiese neben der Ästen weideten oder grunzender, gurgelnder Ferkel, welche die Wildsau begleiteten, konnte einige Abwechslung bringen. Nur Krähen, die über den Wald hin krächzten, heulende Wölfe und entlaubte, zum Himmel starrende, öde Baumleichen belebten das melancholische Bild des lichtlosen, nebeligen Herbsttages.

In dieser sterbenden, dunklen Zeit des Jahres sehnt sich unwillkürlich das menschliche Herz nach Licht und Leben. So möchte auch bei Bruno, dem, wie manchem Sachsen, längst im Herzen die Nacht und das Glück seiner Götter erschütterte war, und dessen Glauben einem solchen nebeligen, melancholischen Herbsttage gleich, in der Langeweile des Marsches eine unüberwindliche Sehnsucht nach dem neuen Licht- und Lebensquell des Christentums entstehen.

„Es schadet dir ja nicht, wenn du es anhörst und die anderen hältst du fern“, sagte er sich und bat selbst den Priester zu dessen höchster Freude, noch mehr von der christlichen Lehre zu erzählen.

Wenn dann aber der begeisterte Priester redete von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, unseres Vaters, und von der wunderbaren Geburt Jesu, von seinem heiligen Leben und seinem unschuldigen Sterben, von seinen gewaltigen Lehren und seinen göttlichen Thaten und seiner herrlichen Auferstehung und von dem Rettungswerk der Menschen, das durch den Glauben kommt und in dem alten heidnischen Herbstwald schöner als aller Vogelsang das hohe Lied der Gottesliebe erklang, und heller als die hellste Frühlingssonne der Schein der ewigen Wahrheit den Nebel durchbrach und es sich mitten im toten Walde.

in seinem Herzen wie ein geheimnisvolles Knospen und Grünen regte, konnte er doch den liebend sich an ihn anschmiegenden Sohn nicht grausam hinwegweisen und brachte es auch nicht über sich, die sich stumm und demütig herandrängenden, gierig lauschenden, treuen Knechte mit Strenge fortzujagen.

So wurde auf dieser Reise manche Bresche geschossen in den alten Götterglauben, und die Furcht Wittekinds und die Absendung Kollos war so unbegründet nicht gewesen.

Doch von Kollos ist noch einiges nachzuerzählen.

In der Treue eines Hundes und in der Hartnäckigkeit getäuschter Wut war er stets in einiger Entfernung dem Reisezug gefolgt, auf eine Gelegenheit lauernd, doch noch sein Ziel zu erreichen und den Priester zu töten — ein schwarzer Schatten, der dem Lichte folgte.

Diese Reise erschütterte übrigens auch Kollos Glauben an der alten Götter Macht, allein in ganz anderer Weise, da er nichts schöneres, herrlicheres wiedererhielt, sondern nur verlor und in tiefe Nacht versank.

Er hatte damals, als er sich zum Morde anschickte, seine mit heiligen Runen bedeckte Lanze Wuotan geweiht, als dem Obersten der Götter, daß er helfe, den christlichen Priester, den Götterfeind, zu besiegen. Aber trotzdem, daß die Spitze der Lanze schon über dem Kopfe des Priesters geschwebt hatte, war derselbe seinem mörderischen Stoße entgangen.

Wo war Wuotan geblieben? „War der Christengott mächtiger als Wuotan?“ fragte er sich; „und deswegen wieder der verhängnisvolle Zauber der Taufe schuld, daß sein Stoß fehlging?“

Ein abergläubischer Schauer nach dem andern durchbebte ihn. Er glaubte sich in der Macht ihm unbekannter, un-

heimlicher Mächte. Doch mit Gewalt schüttelte er das geheime Leben von sich. Er hatte den Auftrag Wittelkinds durchzuführen.

„Ich weiß es jetzt“, sagte er, „Wuotan ist der Gott der Helden und der Fürsten. Er will von uns Bauern nichts wissen. Ich muß mich an Thor, den Bauerngott, wenden. Sein nie fehlender Hammer soll mir helfen. Sein Blitzstrahl trifft ja die Riesen, die Bauernriesen und die Bergriesen, die unserer Flur schädlich sind, so wird er auch den Riesen des Christentums von unserem Lande fern halten. O, daß seine Donnerart den verfluchten Priester erschläge!“

Im Namen Thors schoß er den Pfeil nach dem Priester, aber sein Pfeil, der stets sein Ziel getroffen hatte, schwirrte machtlos an des Priesters Herz vorbei.

Wütend wälzte sich der Unhold in dem Grafe und zer= raufte seinen roten Bart. Er wollte anfänglich zu Witte= kind zurückkehren und sich den Tod erbitten, weil er seinen Auftrag nicht hatte ausführen können. Dann aber besann er sich wieder.

„Ich will es noch einmal in dem Namen Lofis, des Bösen, versuchen“, sagte er. „Lofi, der überall Unheil säet und voll Haß und Bosheit und Arglist und allerhand Tücken ist, der ist eigentlich mein Gott. Er muß ja den heiligen Priester hassen wie ich ihn hasse. Aber ich will es auch in dem Sinne Lofis diesmal pfiffiger anfangen und kein solcher Tölpel sein, der hinter der Wand oder aus der Ferne den Tod senden will, sondern werde auf den Mann losgehen und wenn es mein eigener Tod ist.“

Herzog Bruno und sein Gefolge waren kaum noch eine halbe Tagereise von der Heimat entfernt; schon sah man von einer Höhe die weiten fruchtbaren, heimatischen Fluren sich in unabsehbarer Fläche ausdehnen, da meldete

sich Kollo bei Bruno als Abgesandter Herzog Wittekinds. Er habe den Auftrag, wie er sagte, Bruno zu verkünden, daß der Feind bereits in hellen Haufen heranziehe. Herzog Wittekind werde übrigens zunächst einer Schlacht ausweichen und eine Bewegung nach Norden machen. Währenddessen solle Herzog Bruno in Eile seine Reiterei rüsten und die Wittekind nacheilenden Franken im Rücken angreifen. Er, Kollo, sei von Wittekind angewiesen, dem Heere Brunos als Wegweiser zu dienen.

Für den, der die Situation kannte, klang alles außerordentlich glaublich und da Kollo öfters in wichtigen Angelegenheiten als Gesandter von Wittekind gebraucht wurde, fiel es weder Bruno, noch seinem Gefolge ein, den geringsten Zweifel in die Person oder die Botschaft Kollo's zu setzen.

Kollo konnte sich auf diese Weise in dem Gefolge Brunos frei nach Gefallen bewegen und auch in die Nähe des Herzogs und des Priesters drängen. Er wurde als einer der Angehörigen betrachtet. Am liebsten schien ihm die Nähe Theobalds zu sein, an dessen Fersen er sich hing.

Eine Zeit lang gingen so der Mörder und sein Opfer dicht nebeneinander, da man durch eine Thalschlucht sich pressen mußte. Theobald bot sogar Kollo seine hilfreiche Hand, da derselbe strauchelte.

Als man aber den Engpaß passirt hatte und aller Blicke von der gewonnenen letzten Steigung auf die durch eine Waldlichtung sichtbar werdende Hofburg Brunos gerichtet waren und auch Theobald mit Interesse nach seinem künftigen Aufenthalt schaute, sprang Kollo plötzlich vor denselben und stieß mit ganzer Kraft seines gewaltigen Armes sein scharfes Messer „auf“ des Priesters Brust.

Man konnte nicht sagen „in“ des Priesters Brust; denn das Messer drang wunderbarer Weise nicht ein, sondern zerbrach.

Theobald trug, seit er unter dem Heidenhaufen wanderte, um es so besser zu wahren, das goldene Kreuzifix aus Fulda auf der Brust. An ihm war das Messer des Mörders zerbrochen.

Nollo war vor Schrecken über die Erfolglosigkeit seines Stoßes geradezu vernichtet und ließ es sich geduldig gefallen, daß man ihn griff und vor den Herzog führte.

Bruno war außer sich vor Zorn über diesen frechen Mordversuch.

„Du warst auch der, der mit der Lanze stach und den Pfeil sendete, du schändlicher Mordbube“, schrie er Nollo an. „Leugne es, wenn du kannst! Auch deine ganze Botschaft von Wittekind war erfunden und erlogen. Leugne es, wenn du kannst!“

Nollo wagte in der That dem Zorne des Herzogs, der auf einmal so klar sah, gegenüber nicht zu leugnen. Er sagte nur frech: „Dennoch bin ich ein Abgesandter. Ich habe von Wittekind den Auftrag, den Franken zu morden“.

„Was wagst du, Bube, zu sagen?“ rief Bruno völlig fassunglos über eine solche Beschuldigung. „Du willst Wittekind, den Vater meiner geliebten Frau, den Höchsten in unserem Volke, zu einem Verräter an mir und zu einem Meuchelmörder an dem Priester stempeln?“

Ihn schauderte vor solcher Beschuldigung. „Wenn du mein eigener Knecht wärest“, sagte er, „müßtest du hängen. Aber auch so sollst du der Strafe nicht entgehen. Schneidet dem Verläumber die Ohren ab und peitscht den Mordbuben aus!“

Theobald wollte für seinen Mörder bitten. Aber der

Herzog wies ihn zornig ab und hielt darauf, daß sein Befehl in seiner Gegenwart auf das strengste vollzogen wurde.

Während die anderen einige Stunden darauf fröhlich in die Hofburg einzogen, lag Kollo blutend und vor Schmerz fröstelnd im Gebüsch, an seinen Göttern verzweifelnd, dem Christengott fluchend, aber hundertfache Rache schwörend.

IV.

Die Brunoburg.

Wenn wir uns eine richtige Vorstellung machen wollen von der Landschaft, in welcher Herzog Bruno seinen Wohnsitz hatte, müssen wir uns in das heutige Westfalen hinein-
denken. Wenn auch über tausend Jahre seitdem dort ver-
gangen sind, dürfen wir uns doch die eingetretenen Ver-
änderungen nicht allzu gewaltig vorstellen. Der Haupt-
Charakter ist sicherlich geblieben.

Für die Zähigkeit des Sachsenstammes spricht ja im
allgemeinen gerade der Krieg, in welchem wir mitten darin
sind und die Beharrlichkeit, mit welcher dieselben, als die
letzten Deutschen, sich gegen die neue christliche Zeit wehren
und ihre alten heidnischen Bräuche und Götter festhalten.
Aber die Westfalen scheinen doch die zähesten unter den
Sachsen gewesen zu sein. Man behauptet, daß die Schilder-
ungen des römischen Schriftstellers Tacitus, der mehr denn
sechshundert Jahre vor Karl dem Großen lebte, von der Art
und den Einrichtungen der alten Germanen noch heutzutage
auf die Westfalen passen. Zumal stimme die Beschreibung der
Wohnung, wenn Tacitus etwa folgendermaßen sagt: „Die

germanischen Völker bewohnen keine Städte, ja sie lieben nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze. Einsam und abge sondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer bestehen nicht, wie die unseren, aus verbundenen, zusammenhängenden Häuserreihen: jeder umgiebt sein Haus rings mit einem freien Platz, entweder zum Schutz gegen Feuergefahr, oder vielleicht, weil sie es überhaupt nicht verstehen. Sogar Mauersteine und Ziegel sind ihnen unbekannt. Alles wird rohes Gebälk ohne Bedacht und Schönheit und Anmut. Nur einzelne Stellen des Baues werden sorgsamer mit einer reinen glänzenden Erbart übertüncht, so daß es wie Malerei und Farbenzeichnung aussteht.“

Entspricht dieser siebzehnhundert Jahre alten Darstellung nicht Westfalen ganz und gar, von welchem ein neuerer Dichter singt:

„Ja selten selbst ist Dorf und Flecken
Entlang die weitgeplanten Strecken,
Einsam auf stillgehegtem Gut
Wohnt dort der Bauersmann. —

Und wie das Land, so sind die Leute,
Wie's gestern war, so ist es heute
In ihrem Herzen; offen gerad
Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad,
Stark, fest in dem, was sie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Hast,
Dann aber zäh und unverdrossen. —

Der Mensch ist dort so abgeschlossen
Fast wie sein Haus, das seine Gipfel
Einsam ausstreckt in den Wipfel
Des Hains und aus dem Fenster weit
Hinsieht auf Wief' und Feldgebreit.
Eintönig ist's. Doch traumverloren
Denkt an das Land, wer dort geboren;
Ihm zuckt voll Nüßrung die Geberde
Nach Land und Volk der roten Erde.“

Man könnte fast meinen, dort seien tausend Jahre wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre, was die Unveränderlichkeit von Land und Leuten betrifft.

So bestanden schon in dem nahen Frankenlande blühende Städte und Karl der Große baute seine herrlichen Münster, Pfalzen und Schlösser aus Quadersteinen und Marmorsäulen, während ein Sachsenherzog, wie Bruno, nur die Holzbauten seiner Väter kannte. Seine Hofburg war, abgesehen von einem alten, rauhen, steinernen Turm, der auf einem mäßigen Hügel gelegen, den Mittelpunkt und Schutz der Besizung bildete und ihr auch den Namen Burg gab, nichts anderes als ein außerordentlich weitläufiges, niedriges Gebäude von Holz und Lehm, an welches sich eine Menge Stallungen und Gesindewohnungen angeschlossen, welche insgesamt von einer Pallisadenumzäunung, an dessen Thor Schutzwehren angebracht waren, eingeschlossen wurden. Eine stattliche westfälische Hofreithe aus unserer Zeit möchte, was Höhe und Zweckmäßigkeit der Gebäude betrifft, einen imposanteren Anblick gewähren, während vielleicht Einzelheiten in der Bauart sich kaum verändert haben.

Übrigens dürfen wir Bruno, so reich und mächtig auch derselbe war, nicht eigentlich als Fürsten betrachten. Die Sachsen hatten keine Fürsten. Sie teilten sich in vier Stände: in „Edelinge“, „Freilinge“, „Frielaggen“ und „Lazzen“ — d. i. in Adelige, in von Geburt freie Männer, in Freigelassene und in Knechte.

Herzöge gab es nur in Kriegszeiten. Dieselben wurden jedesmal aus den Adelligen für den Kriegszug gewählt. Sonst standen die Adelligen an Rang gleich. Selbst Herzog Wittekind war bloß ein „Edeling“ im Frieden, bis ihn Karl der Große zum erblichen Herzog machte.

Freilich wurden meist dieselben wieder zu Herzögen gewählt. So klingt der Name des Herzogs Bruno und Hasso durch die ganzen Sachsenkriege. Bruno, der Schwiegerohn Wittelinds, war Herzog der Engern, Hasso der Ostfalen, wie Wittelind, der stets die Oberleitung im Kriege hatte, Herzog der Westfalen genannt wurde.

Im Grunde war darum die Besizung Brunos, in welche wir jetzt eintreten wollen, nichts anderes, als der Hof eines sächsischen Adligen. Schon um des dadurch gegebenen Anstoßes willen hätte, wenn überhaupt Sinn dafür dagewesen wäre, keine Auszeichnung stattfinden dürfen. In halbstündiger oder stündiger Entfernung lagen gerade solche Höfe, nur kleiner und unbedeutender, je nachdem der Eigentümer, sei es Freiling oder Edeling, Land und Herden besaß.

Ackerbau wurde noch wenig getrieben, viel mehr Viehzucht, und der Reichtum der Sachsen bestand in ihren gewaltigen Herden. Schweinezucht war die Hauptsache, doch wurde auch Rindviehzucht und vorzüglich Pferdezucht gepflegt, worin sie hervorragendes leisteten.

Wittelinds weißer Hengst war weit berühmt unter Sachsen und Franken, und Brunos Stappen wurde an Schnelligkeit ihm fast vorgezogen.

Einen besonderen Schmuck hatten übrigens alle diese Höfe, welcher denselben auch vieles von ihrer Einförmigkeit nahm. Das war eine Gruppe von uralten Eichenbäumen, welche sich bei jedem fand und das Besiztum in der flachen Ebene schon von weitem kenntlich machte. Sie mochten ebenso zum Schutze gegen das Unwetter, als auch zu Opfer- und Gerichtsstätten dienen.

Die Eichen der Brunoburg zogen sich von dem Hügel hinab in die Ebene, bis wo am Fuße des Hügels ein

helles Bächlein rauschte und schattiges Erlengebüsch den Wiesengrund einschloß, und verliehen im Verein mit dem moosgrauen Gemäuer des Turmes dem Ganzen einen ansehnlicheren und bedeutenderen Charakter.

Die Eichbäume hielten noch zähe und eigensinnig, wie die Bewohner des Landes, ihre Blätter fest, während fast alle anderen Bäume das weck gewordene Kleid als lästig abgeworfen hatten, und hinderten dadurch vielfach die müden Strahlen der Novembersonne, den Vorplatz des Hauses zu bescheinen, wo zum Empfang der Heimkehrenden eine lichte, herrliche Frauengestalt erschien.

Es war Albios Mutter, Brunos Gattin, die schöne Lieblings Tochter Wittekinds, Editha. Wohl war die erste Jugendblüte vorbei, aber dafür prangte sie in der vollen Entfaltung deutscher Frauenschönheit. Ihre hohe, schlanke Gestalt war wohl majestätischer geworden, aber noch hatte ihr von blonden Locken umgebenes Gesicht die blendende Weiße und die Rosen ihrer Jugend nicht verloren, während ihre feinen Züge wohl bestimmter, aber auch edler geworden waren und ihr sinnendes blaues Auge neben angeborener Hoheit und Würde eine Fülle warmer Liebe ausstrahlte. Man sah, sie war ein hochbegabtes Weib. Obwohl nur in einfache weiße Leinwand gekleidet, stand sie wie eine Königin dort und verschönte und verklärte durch ihre Erscheinung fast mehr ihre niedrige Umgebung, als aller Schmuck sonst vermochte.

Von echter Gattenliebe getragen, stürzte Bruno seiner Frau entgegen und umarmte und küßte sie. Doch die Mutterliebe machte sich bald geltend. „Wo ist Albio?“ fragte sie hastig, da sie ihn nicht sofort erblickte.

Mit erschreckter Miene und mit Befremden in den Augen sah sie den leidenden Ausdruck in dem schönen

Gesicht ihres Sohnes und neben ihm die auffallende Gestalt des fränkischen Priesters.

„Mein Lebensretter!“ stellte Albio Theobald vor.

„So bist du in Wahrheit in Lebensgefahr gewesen? mein Kind, mein armes Kind. Erzähle doch, erzähle doch!“

Sie preßte den Jüngling mit einer Hefigkeit an ihr Herz, als wollte immer noch jemand ihr denselben entreißen, während heiße Thränen aus ihren Augen stürzten.

„Das wollen wir drinnen abmachen, meine liebe Editha“, sagte Bruno. „Der Läufer, den ich vorausgeschickt habe, ist doch angekommen und hat unsere Ankunft gemeldet. So wird wohl eine Abendmahlzeit gerüstet sein. Ich sage Dir, wir bringen einen Bärenhunger mit heim“.

Editha unterdrückte gehorsam ihrem Eheherrn die hocherregten Muttergefühle. Die ganze Sorglichkeit der Hausfrau erwachte. Und in kürzester Zeit saßen die Jagdgesellschaft, sowie die übrigen Hausgenossen an einer langen Tafel in der weiten Halle des Hauses, die durch ein flackerndes Herdfeuer theils erwärmt, theils erleuchtet wurde.

Nach alter, guter, deutscher Sitte speisten nicht bloß an der Tafel der Herr und dessen engerer Familienkreis, sondern alle zum Hause gehörigen, bis zu den niedrigsten Knechten und Mägden herunter, mochten es nun Freigelassene oder Unfreie sein. Sie bildeten alle zusammen eine große Familie, die miteinander arbeiteten und kämpften und litten, aber auch miteinander aßen und tranken.

Der Herr hielt es nicht für zu gering, für seinen Knecht, wo es darauf ankam, sein Leben einzusetzen. So vergoß aber auch der Knecht mit Freuden sein Blut für den Herrn.

In einem so wohl stehenden Hause, wie dasjenige Brunos war, fehlte es niemals an der Reichhaltigkeit der Tafel, wenn auch im ganzen mehr auf Fülle und Massen

gesehen wurde, als auf größere Auswahl und feinere Zubereitung. Wo das Wildpret des Waldes nicht reichte, mußten die Rinder- und Schweineherden das Nötige liefern.

Natürlich wurde für die Herrschaft das Bessere reserviert, während die geringeren Stücke, aber in großer Fülle, zu dem Gesinde wanderten. Die kluge Herrin wußte die Auswahl zu treffen und die flinken Mägde, welche auftrugen, zu beaufsichtigen.

Obenan thronte der Hausherr und zu seiner Linken saßen Frau und Sohn, während die geehrten Gäste zu seiner Rechten ihren Platz fanden. Der Hausherr gab auch den Ton an, der am Tische angeschlagen werden sollte, wie er denn in allem den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Zu ihm drängten sich die Hunde, die von ihm gefüttert wurden. Nicht allzu weit von ihm saß auch der Sänger und Spaßmacher des Hauses, der kaum irgendwo fehlte, und mit welchem der Hausherr meistens anband, um seine Scherze herauszulocken.

Doch diesmal war er nicht nötig zur Würze des Mahles. Albio, dessen Gesicht vor kindlicher Fröhlichkeit leuchtete, erzählte seine Geschichte. In scherzhafter Weise schilderte er sein Zusammentreffen mit dem Bären und sagte: „Wahrscheinlich hätte derselbe irgend eine Verwandtschaft gewittert, da er ja durch seinen Vater, Herzog Bruno, mit Braun oder Brun dem Bären, als Bärenkind, in Verbindung stünde. Denn der Bär hätte ihn als Wette so stürmisch umarmt, daß ihm fast der Atem ausgegangen wäre, und als er ihn zurückgestoßen hätte, hätte derselbe ihn in der Art mit seinen Zähnen gestreichelt und geliebkost, daß aus einem Duzend Wunden das Blut geflossen sei. Zuletzt hätte der Bär seine Zärtlichkeit so weit getrieben, daß er ihn um jeden Preis küssen wollte, so sehr er selbst widerstrebt hätte.“

„Ich wäre lieber gestorben“, fuhr er fort, „als daß ich mich von dem unappetitlichen, behaarten Welter küssen ließ. Allein meine Kräfte ließen nach. Ich schrie um Hilfe. Ich dachte, ich wäre verloren. Da gab hier der Frankenspriester, der auf meinen Hilferuf hinzukam, dem Welter für seine übermäßige Zudringlichkeit eine Kopfnuß, daß er hinfiel und das Aufstehen für immer vergaß.“

„Ich hätte dir gerne, liebe Mutter, das Fell von dem Welter als Triumphzeichen meines Sieges heimgebracht und man hätte mich deshalb wehrhaft machen müssen. Aber es hat nicht sollen sein. Ich glaube, der Großvater hat das Fell an sich genommen.“

Die Mutter war mit großer Teilnahme der Erzählung ihres Lieblings gefolgt und sagte jetzt: „Du bist mein böser, wilder Junge, der sich mutwillig in die größten Gefahren stürzt. Ich habe in tausend Ängsten daheim gelebt und sehe jetzt, daß meine Angst nicht umsonst gewesen ist. Dein Welter scheint noch zeitgemäß gekommen zu sein.“

Sie warf dem Priester, der bescheiden an Bruno's Seite saß, einen warmen Dankesblick zu.

„Werden wir ihm ja so recht dankbar sein können, wie wir möchten, da er ein fränkischer Priester ist?“ fragte sie darauf und beantwortete auch die Frage. „Lieber Bruno“, sagte sie, „wir dürfen uns dadurch nicht beeinflussen lassen. Er hat unser einziges Kind gerettet.“

„Du denkst größer und freier, als dein Vater, Editha“, erwiderte ihr Bruno, der durch die Behaglichkeit des Mahles und den kreisenden Becher redseliger wie sonst geworden war. „Wenn es ihm nachgegangen wäre, hätte er ihn auf der Stelle getötet.“

Er erzählte von dem Zweikampf, zu welchem Wittekind den Priester gefordert hatte, und von seinem eigenen Ver-

sprechen, daß er hatte leisten müssen und von den Nachstellungen Stollos. Doch sprach er Wittekind von einer Schuld an demselben frei und freute sich über die Abstrafung des Schurken.

Editha aber war bleich geworden und saß lange sinnend und seufzend da. Sie sah schärfer, als ihr Gemahl und kannte auch ihren Vater um ein gut Teil besser als er. Sie wußte, daß Wittekind rücksichtslos und mit allen Mitteln niederwarf, was der Freiheit und dem Götterglauben seines Volkes entgegen zu stehen schien. Stollos hatte sicherlich die Wahrheit gesprochen. Wittekind hätte in ähnlichem Falle seines eigenen Kindes nicht geschont, um wie viel weniger eines fränkischen Priesters, der ihm bedeutend erscheinen mußte, weil er ihn sonst nicht zum Zweikampf gefordert hätte.

Sie sah darum mit Bagen in die nächste Zukunft, sowohl Wittekind's verderbende Hand, als auch Stollos Nachgier fürchtend.

Erst als Bruno ihr Verstummen merkte, mischte sie sich mit ihrer angeborenen Liebenswürdigkeit wieder in das Gespräch.

Theobald fühlte sich in der anmutenden, fröhlich heiteren Gesellschaft außerordentlich wohl. Nur störten ihn einige geschnitzte Götterbilder und ein Preisgesang Wudans, den der Sänger anstimmte.

Er hatte das Gefühl, als wenn eine starre kalte Totenhand mitten in warm pulsierendes Leben hineingreife, und gelobte sich im stillen, alles zu thun, daß statt der toten Götter der lebendige Gott und statt der unfruchtbaren Göttersagen die seligmachende Wahrheit des Evangeliums dort seinen Einzug halten möchte.

Als nach und nach der berauschte Met, den die

Sachsen als ihr einziges Getränk tranken, während die Franken bereits den Wein kannten und bauten, seine lärmende Wirkung zu äußern begann, zogen sich die Frau Editha, ihr Sohn und auch der Priester in ihre Gemächer zurück.

Theobald war müde. Ein ordentliches Nachtlager that ihm wohl. Allein einesteils ließen ihn die Gedanken an den Familienkreis, in welchen er eingetreten war, und wo er seine Wirksamkeit als Missionar zu entfalten gedachte, ohne geradezu Anstoß zu erregen, nicht schlafen, andererseits störte ihn das sich immer verstärkende Losen des Belages.

Neue Gäste kamen hinzu: Edeling und Freilinge aus der Umgegend, welche mit Herzog Bruno in den Kampf zu reiten gedachten und sich bei der Brunoburg mit ihren Scharen sammelten.

Theobald mußte doch zuletzt eingeschlafen sein, aber er wurde plötzlich durch einen Lichtschein geweckt, welcher aus dem Nebenzimmer kam. Eine dünne Lehmwand trennte die beiden Gemächer und die Zeit hatte ein nicht unbedeutendes Loch geschaffen, durch welches, da es dicht an seinem Bette war, der Priester beobachten konnte, was daneben vorging.

Albio hatte dort sein Schlafzimmer. Auf dessen Bett sah jetzt bei dem Lichtschein Theobald die Mutter desselben sitzen. Die Liebe und Sehnsucht zu ihrem Kinde hatte sie dorthin getrieben. Um seinen Schlaf zu beobachten war sie gekommen. Aber als sie ihn noch wachend fand, hatte sie noch so vieles zu fragen und zu sagen.

Beide bildeten ein rührend schönes Bild — der Jüngling, welcher mit dem kühn, aber fein und edel geschnittenen Gesichte, das durch seine Leiden etwas abgezehrt war, das Haupt auf den Ellenbogen gestützt, mit kindlicher Hingebung zu seiner Mutter aufsaß und diese, wie sie sich

in unaussprechlicher Liebe, die ihre Schönheit wahrhaft verklärte, zärtlich zu dem Lieblinge ihres Herzens niederneigte.

Theobald wußte nicht, ob er Zeuge dieses heiligen Zusammenseins zwischen Mutter und Kind sein dürfte. Doch sie flüsterten nur miteinander. Allerdings wurden sie später lauter, so daß sie der Lauscher verstehen konnte, aber da wurde seine Neugierde erregt, indem sein Name genannt wurde.

„Albio“, sagte sie, „du mußt die eingehenden Gespräche mit dem fränkischen Priester meiden, wenn er auch dein Lebensretter ist. Ich glaube, er hat so wie so schon zu viel Einfluß auf dich gewonnen. Seine Heldenkühnheit und seine hohe Begeisterung für seinen Beruf kann ein solch schwärmerisches Gemüt, wie das deine, leicht einnehmen. Allein ich sehe den schrecklichsten Verwicklungen entgegen. Dein Großvater ist starr und unversöhnlich wie Eisen in solchen Stücken. Er wird deinen Vater vor das Gericht fordern, wenn er sein Wort nicht hält und dem Christentum Eingang gestattet, und dich wird er zertreten wie einen Wurm, wenn du auch sein einziger Nachkomme bist.“

„Ich glaube“, hörte Theobald den Jüngling antworten, „daß der Christenhimmel schöner ist, als unser vielgepriesenes Walhall, und ich möchte lieber dort wohnen, als in Asgard, der Götterstadt.“

„Um aller Götter willen“, rief schmerzlich bewegt die Frau, „du bist ja schon halbwegs ein Christ. So hat dich der schlimme Mann nur gerettet, um dich uns wieder zu entreißen. Walhall, sagst du, wäre nicht so schön, wie der Christenhimmel? Walhall, wo alles von Gold und Silber glänzt, wo die Helden ewig kämpfen und mit den

Göttern zusammensitzen und Met trinken und von dem nie endenden Eber speisen?"

Drunten im Hause war im Augenblick ein gar wüßtes Lärmen und Schreien entstanden. „Hörst du, Mutter, drunten, wie es so schön ist, mit Helden Met zu trinken und vom Eber zu speisen?" sagte Albio, ein Lächeln auf den feinen Lippen. „Wir sind wegen der Schönheit von dem Gelage hinweggeflüchtet. Und ich glaube nicht, daß es in Walhall besser zugeht. Denn es sind dort dieselben Menschen und die Götter selbst sind nicht besser, als die Menschen. Ist es uns dagegen nicht viel wohler, hier oben, wo wir in Liebe und Frieden unsere Gedanken austauschen können?"

„Siehst du, Mutter, in dem Christenhimmel würden wir niemals getrennt. Dort könnten wir immer beisammen sein. Dort ist man von allem Weltlichen, Störenden getrennt. Dort giebt es nur eine Seligkeit, die Seligkeit der Liebe.“

Die Herzogin schwieg anfangs betroffen, dann fragte sie: „Wer hat den Christen darüber Nachricht gegeben?"

„Wer hat denn uns von Asgard Nachricht gegeben? Ist einer der Toten zurückgekommen?" fragte dagegen Albio.

„Wir glauben den uralten Überlieferungen der Väter, die es wohl von den Göttern selbst haben", erwiderte Editha. „Andererseits haben wir die Bestätigung unserer Götter überall in Wald und Flur. Die Sonne zeigt uns Wuotan, den einäugigen Himmels-gott. Im Donner hören wir die Hammerschläge Thors. Der Regenbogen läßt uns die Brücke sehen, die gen Asgard führt.“

„Wenn nun alle die Gottheiten, welche wir verehren, gar keine Götter wären, wie der Priester sagt, sondern

blos Naturgewalten, hinter denen erst der wahre Gott wäre, welcher sie geschaffen hätte und sie nach seinem Willen lenkte und leitete?" fragte hingegen der Jüngling.

„O Albio!" rief wahrhaft erschreckt seine Mutter. „Du weißt ja doch, daß es nicht so sein kann. Die ganze Welt ist ja nichts anderes, als ein selbstgewachsener Riesenbaum, eine ungeheure Esche, die sie „Yggdrasil" nennen, deren drei Wurzeln zu den „Reifriesen", zu den „Nornen" und zu „Hel" hinabgehen, und deren Zweige bis hinauf nach Walhall ragen."

„Warum soll aber der Christengott nicht den riesigen Weltbaum geschaffen haben? Ihre Schrift, die sie von ihrem Gott selbst haben wollen, lehrt es so", erwiderte Albio. „Unsere Götter scheinen dagegen keine Gewalt mehr zu haben. Sie ließen von den Franken die Irmensul, die ein Abbild des Weltbaums sein sollte und dem Schutze aller Götter geweiht war, ungerächt zerstören."

„Wo hatte damals Wuotan seinen Siegespeer „Gungnir" und seinen Ruf: „Wuotan hat euch Alle?" Wo war damals Thors nie fehlender Hammer und des einarmigen Sagnot Schwert?"

„O wehe, wehe, Kind!" klagte die Herzogin. „Du gehörst ja unter die Spötter und Gottesleugner. Welche Gewalt hat der Priester schon über dich bekommen? War denn dein Vater nicht da, daß er dich schützte?"

„O Mutter, du darfst mir es nicht übel nehmen, wenn ich ausspreche, was ich denke", antwortete voll Eifer der junge Sachse. „Dir werde ich nie etwas verbergen. Aber ich muß sagen, daß ich keine rechte Verehrung und Achtung mehr vor unseren Göttern habe, seitdem ich gehört habe, daß es einen heiligen, reinen Gott giebt, der nur das Reine, Edle, Gute liebt, und dem alles Schlechte, Gemeine

ein Greuel ist, während unsere Götter fast noch schlechter sind, als die Menschen und daß ich von Walhall nicht mehr viel wissen will, seitdem ich gehört habe, daß es auch einen Himmel giebt, wo Platz ist für die Frauen, für die Mütter und die Kinder, für die Frommen und Guten, auch wenn sie niedrigen Standes sind und für die armen, jahrelangen Dulder, auch wenn sie nur einen Strohtod gestorben sind.

Sage Mutter, wo ist bei unserem Glauben Gerechtigkeit, wo nur die Starken, die Reichen, die Großen, die bei den Menschen geehrt werden, auch bei den Göttern Ehre empfangen und nach Walhall gehen, und solche, die herrlich, hehr und gut sind, wie du, in die Unterwelt wandern, weil sie Weiber sind?"

Des Jünglings Wangen glühten und seine Augen leuchteten.

„Über die sündigen Götter wird ja auch das Gericht kommen“, sagte Frau Editha in der Götterdämmerung. Der Fenrisreif wird los und verschlingt mit seinem weitgeöffneten Rachen die Sonne und Wuotan. Die Midgardschlange speit Gift über Land und Meer und tötet Thor. Alle die Walhallgötter fallen im Kampfe mit den Riesengiganten, mit den Muspelsöhnen, mit Turtur und dem erzürnten Loki.

Und nachdem die Ungeheuer und die Götter sich gegenseitig im Kampfe aufgerieben haben, bricht eine neue Zeit herein, wo der reine Baldur aus den Banden Hells zurückkehrt und ein neuer, reiner Götterkönig in „Alfader“ entsteht und die Welt glücklich wird.“

„Aber Mutter, warum sollen wir warten, bis diese neue Zeit kommt?“ fragte mit einem schönen Lächeln Albio. „Siehe, sie ist schon da. Die alten Götter sind

bereits zum großen Teil gefallen. Baldur ist zurückgekehrt. Wir haben die Götterdämmerung verschlafen, Mutter. Allvater hat sein Regiment schon angetreten. Er ist eben niemand anders, als der Christengott, der ja auch ein Vater aller Menschen sein will. Dein Baldur ist Christus, der reine, heilige Gottessohn, der wie der Frühlingsgott herabgekommen ist in die tote, dunkle Welt, um allerwärts Licht und Leben zu bringen und um alle Menschen zu seinem Vater zu bringen und selig zu machen."

Die Mutter starrte ihren Sohn voll Entsetzen wortlos an. Endlich stieß sie hervor: „Du bist doch nicht etwa schon getauft, Albio?"

Albio konnte ihr versichern, daß es allerdings noch nicht geschehen sei, daß er aber, wenn Vater und Mutter einstimmt, dazu bereit wäre.

„O, wie ich den Priester hasse“, rief Editha. „Er hat meines Vaters Willen gewußt und hat den stillen Waldgang und dein dankbares und empfängliches Herz heimtückisch dazu benutzt, um dich zu verführen.“

„Doch muß ich den Göttern danken, daß sie dich doch noch vor dem äußersten bewahrt haben. Es wäre fürwahr besser für dich gewesen, du wärest in den Krallen des Bären umgekommen, als daß du als getaufter Christ wiedergekehrt wärest.“

„So kann doch noch vielleicht manches gerettet werden. Vor allen Dingen darfst du mit niemand sonst über diese Dinge reden, sondern mußt alles wohl in deinem Herzenskammerlein verschließen. Du weißt nicht, welche Herzensangst ich leide, mein Vater könne von deiner Umwandlung erfahren.“

„Aber jetzt schlafe, ich will dich nicht weiter stören.“

Sie drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen. Sie

hatte ihr Kind vielleicht nie so sehr geliebt, wie in diesem Augenblick, wo sie ihn zu verlieren fürchtete. War er denn nicht selbst in den von ihr allerdings so betrachteten Verirrungen der edelste, hochgesinnteste und wahrste von allen?

Während nun die Mutter mit neuen Sorgen beladen in banger Furcht sich entfernte, jubelte Theobald in seinem Herzen über die Aussprüche des Jünglings, welche er erlauscht hatte.

Eine solche Empfänglichkeit und eine solche treue Auffassung seiner Worte hatte er nicht einmal geahnt, um wie viel weniger zu hoffen gewagt. Er hätte aufstehen und in heller Begeisterung den Knaben umarmen und ihn als Bruder begrüßen mögen. Vor freudiger Aufregung konnte er lange nicht schlafen. Endlich schlief er doch, allein um bald wieder geweckt zu werden. Es war gar eine unruhige Nacht.

Plötzlich ertönte nämlich der Ruf: „Feuer, Feuer!“ in dem Hause. Theobald sprang aus dem Bett. Er roch bereits den Qualm des Rauches. Stürmisch riß er einen Laden auf, um Licht in seine Stube zu bringen. Da sah er die Stallungen lichterloh brennen und hörte das Vieh in wilder Angst brüllen. Aber auch in dem Wohnhause knisterte und qualmte es.

Rasch weckte er Albio. kaum, daß dieser aufgestanden war, erschien auch die Mutter, welche die Angst um ihr Kind trieb.

Die Becher unten waren nicht so schnell auf den Beinen. Gar mancher würde erstickt oder verbrannt sein, wenn man nicht sich seiner bemächtigt und ihn in das Freie getragen hätte. Auch Herzog Bruno konnte kaum so weit wach gerüttelt werden, daß er zu dem

Bewußtsein der Notlage seines Hauses kam. Während dessen waren Theobald und Albio nach den Ställen geeilt, um die noch zum Teil eingesperrten, geängsteten Tiere zu befreien.

Die Ställe selbst mußte man dem verheerenden Elemente überlassen.

Dagegen suchte Theobald das Haus zu retten. Er sammelte unter Beihilfe Albios so viel Mannschaft, als er bekommen konnte und bildete Ketten, durch welche die mit Wasser gefüllten oder geleerten Eimer hin und her flogen. Er selbst aber stieg auf die gefährlichsten und exponiertesten Teile des Hauses, wohin sich kein anderer wagte und riß zum Teil nicht mehr zu Erhaltendes mit einem Haken herunter oder goß mächtige Eimer mit Wasser in die Feueroglut. Albio folgte ihm stets auf dem Fuße nach. Er war es, der ihm auch stets den Haken oder den Eimer reichte.

Als beide aber auf einer schwindelnden, hell beleuchteten Stelle des Daches standen und Albio eben einen Eimer Theobald reichen wollte, schwirrte ein Pfeil von der Außenseite des Gehöftes daher, der prasselnd wider den Eimer fuhr.

„Kollo!“ schrie Herzog Bruno auf, der unten stand und dem Beginnen der beiden bewundernd zusah. „Ha, jetzt weiß ich den Mörder und Brandstifter.“

Aber seine Frau rief mit lautem Schreckenschrei: „Mein Kind, mein Kind!“

Es war schon nichts geringes für den schlanken Jüngling gewesen, sich auf solchem gefährlichen Stand mit einem schweren Eimer zu erhalten. Aber durch den Stoß des Schusses verlor er das Gleichgewicht. Der Eimer stürzte in die Tiefe und Albio wäre auch gefallen, wenn ihn nicht Theobald gehalten hätte, der selbst dadurch

in Lebensgefahr kam; denn er mußte ihn auf schmalen Stand so lange schwebend über der Tiefe halten, bis Hilfe kam.

Als Bruno seinen Sohn gerettet sah, überwog bei ihm das Gefühl der Rache. Alle sonstigen Sorgen und Pflichten ließ er dahinten.

„Auf das Pferd, auf das Pferd“, rief er, „und dem Schurken nach. Ich muß ihn heute noch baumeln sehen!“

Die bedächtigere Frau gab ihm zwar zu bedenken, ob es nicht besser sei, die Reitercharen zu ordnen und dieselben ihrem bedrängten Vater zuzuführen und ob man nicht besser die Privatrage aufschiebe, da das Vaterland in Gefahr sei. Allein Bruno war einem ruhigen Rat nicht mehr zugänglich, zumal er noch dazu erfuhr, daß Kollo seinen Lieblingsrappen gestohlen und auf demselben entflohen sei.

Während Editha, in welcher aller Groll gegen den Priester mit der Feuersglut erloschen schien, demselben für seine Umsicht und Thatkraft dankte und sagte, daß sie ihm jetzt die doppelte Rettung ihres Sohnes und dazu ihres Hauses schulde, stürmte Bruno, statt seinem Schwiegervater die heißersehten Reiter zuzuführen, mit denselben in nutzloser, wilder Jagd dem schlimmen Kollo nach.

V.

Die Sachsenkaufe.

Es war Winter geworden. Dichte und dicke Schneeflocken schwebten Tag und Nacht in der Luft und legten sich lose und leise, in unermesslicher Masse als ein fußdickes Gewand auf Wald und Flur. Man erschrad' morgens über den unheimlich gewaltigen Zuwachs, der sich in dunkler Nacht unhörbar und heimlich gebildet hatte.

Die Dächer knickten fast unter dem furchtbaren Gewicht, das sie tragen mußten und mancher Waldbaum, der kühn den schrecklichsten Stürmen getrozt hatte, mußte dieser stillen, sanften Nacht weichen und brach zusammen.

Weg und Steg waren unpassierbar geworden, und die Menschen waren in ihren Häusern wie eingeschlossen. Man saß in der Halle um den Herd, auf welchem ein mächtiges Feuer unterhalten wurde. Doch erschallte dort nicht die alte Lust und Fröhlichkeit. Kein Würfel erklang, kein Methorn kreiste, kein Sänger sang den Ruhm der Helden und Götter vom Heilruf der Menge begeistert. Schweigsam und die Stirne in krause Falten gezogen, lagerten die gewaltigen Gesellen auf ihren Bärenhäuten und schauten stundenlang düster in die spielenden Flammen.

Es war wieder still geworden im Sachsenlande, der Aufstand, auf welchen man so große Hoffnungen gesetzt hatte, war gänzlich mißlungen. Die Heerhaufen waren von den siegenden Franken gesprengt worden. Wittekind war verzweifelt außer Landes geflohen. Man wußte nicht einmal, wohin. Dagegen hielten die Franken fürchtbares Gericht und bauten neue Burgen, Kirchen und Klöster.

Der Schnee konnte nicht schwerer und unbezwinglicher rings alles belasten, als der Druck, welcher auf den Gemütern lag.

Auf Herzog Bruno lastete noch mehr, wie auf den anderen. Ihn drückten schwere Selbstvorwürfe, welche er sich machen mußte. Seiner leidenschaftlichen, hitzigen Natur nachgebend, hatte er zu lange Kollo verfolgt. Tagelang war man auf seiner Spur gewesen; aber der windschnelle Klappen Brunos hatte schließlich gesiegt. Alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Kollo entfloh.

Bis man nun aber ermüdet und ärgerlich heimkehrte und die Reitercharen gesammelt waren, verging eine Woche und darüber. Bruno wollte allerdings jetzt die Säumnis durch Eile einbringen. Allein als er in die Nähe von Wittekind's Lager kam, begegneten ihm flüchtige, zersprengte Haufen und er konnte froh sein, wenn er nicht selbst dem siegreichen Frankenheere in die Hände fiel.

Die unglückliche Schlacht bei Reisa an der Eder war geschlagen.

Niedergeschlagen kehrte Bruno heim. Er hätte lieber auf dem Schlachtfeld gelegen, als ehrlos am Herdfeuer zu sitzen. Sein Schwiegervater hatte sehnsüchtig nach ihm ausgeschaut während der Schlacht. Alles lag an seinem Kommen. Da er nicht kam, knirschte Wittekind vor Zorn und nannte ihn „Verräter“.

„Verräter“ hieß Bruno jetzt im ganzen Sachsenlande. Wittekind, sein Schwiegervater, hatte selbst ihn so genannt. Niemand glaubte seinen und der Seinigen Entschuldigungen.

Wenn er kein Verräter war, warum saß ein Frankenpriester an seinem Herdfeuer? Warum hatte er um desselben Priesters willen den Lieblingsknecht Wittekind's mißhandelt und verstümmelt? Warum war selbst bei dem

Brande und bei dem Rückzug und der Versäumnis der Schlacht wieder der Priester im Spiel?

Diese argen Verleumdungen, welche auch ihren Weg in den einsamen Hof Brunos fanden, würden, so wehe sie thaten, leichter zu ertragen gewesen sein, wenn im Hause die Sonne des Friedens und des Glückes geleuchtet hätte; aber was Bruno fast ebenso empfindlich traf, als die Verachtung seiner Landsleute, war die gestörte Eintracht in seiner Familie.

Seine Gattin hatte ihn damals durchaus nicht mit der sonstigen Liebe und Sanftmut empfangen, als er heimkam. Die Niederlage ihres Volkes, das Unglück ihres Vaters und die Schmach ihres Gatten nagte an ihrem stolzen Herzen.

Sie gab durch Worte und Mienen reichlich zu erkennen, wie sehr sie ihrem Gatten wegen seiner Unbedachtsamkeit und seiner blinden Wut, die sich nicht lenken und raten ließ, grüßte. Bruno war aber keineswegs der Mann, welcher geduldig Vorwürfe ertrug, wenn sie auch noch so gerecht waren. So gab es gewaltige Zornausbrüche, Thränen und finstere Gesichter und ein unbehagliches, trostloses Sein in dem Hause.

Auch der Priester, die unschuldige Ursache aller dieser Verwicklungen, mußte um denselben willen leiden. Er wurde in eine der Wohnungen der Unfreien verbannt und durfte weder am Herdfeuer sitzen, noch an dem gemeinschaftlichen Essen theilnehmen, noch mit Albio verkehren.

Am meisten schmerzte ihn die Trennung von Albio, dessen traurige, sehnsüchtige Blicke er beobachten konnte. Doch war Theobald noch der glücklichste, wenigstens viel glücklicher, als die in düsterer Friedlosigkeit hinlebende Herrschaft. Er hoffte und harrte und betete und unterrichtete die Knechte, die ihn eifrig suchten.

Der Schneefall hatte aufgehört. Man begann Wege zu bahnen, schon um der Jagd willen. Die Wölfe, welche ständig um die Gebäude heulten und das Vieh in den Ställen beunruhigten, sollten erlegt werden. Neben diesen war auch noch manches andere jagdbare Wild aus den jetzt fast unzugänglichen Wäldern hervorgebrochen, dessen man habhaft zu werden suchte. Ein Verkehr mit den Nachbarn wurde jedoch nicht angeknüpft, da auch sie in die allgemeinen Verdächtigungen mit eingestimmt hatten und man deswegen nichts mit ihnen zu thun haben wollte.

Obwohl durch die Jagd schon etwas mehr Leben entstand, blieb doch der Hof im ganzen einsam und verlassen. Siehe da klopften eines Tages eine ganze Reihe Gäste an das Thor. Sie waren freilich noch unwillkommener, als die unwillkommenen Nachbarn. Es waren Franken.

Eine zahlreiche, wohlbewaffnete Kriegerschar begleitete zu Pferde drei Priester, welche in einem Schlitten dahinfuhren.

Die stampfenden Kofse und das Klirren der Waffen, da der Haufe im Hofe angelangt war, erregten auch die Aufmerksamkeit Theobalds. Mit hoch wallendem Herzen erkannte er staunend die ihm so wohl bekannten fränkischen Waffenrüstungen, deren Anblick ihm fast fremd geworden war und hörte er die trauten Laute der heimatlichen Sprache und sah teure Amtsbrüder aus dem Schlitten steigen. Laut jubelnd wollte er ihnen entgegenstürzen, aber ein Gefühl der Beklemmung, das ihn ahnend überfiel, hielt ihn zurück. Vielleicht lag auch der Grund seiner Mäßigung in den gemeinen, rohen Gesichtern der Priester. Er erinnerte sich plötzlich an die gewalthätige Weise, womit Karl der Große seine Unterworfenen zur Taufe zwang. Aber er gedachte auch der Verwicklungen, welche

ein solcher Zwang in diesem Augenblick unter den ihm so lieb gewordenen Personen hervorbringen mußte.

Viel argloser betrachtete Bruno seine unerwarteten Gäste. Sie waren ihm unangenehm genug. Wie konnte der Besiegte den Sieger freudig aufnehmen? Allein an eine Gefahr dachte er nicht. Höchstens fürchtete er, daß es ihn einige Stücke seiner Herde kosten würde. An dem letzten Kampfe hatte er sich ja nicht beteiligt, so gern er es auch gethan hätte. An eine Rache oder Vergeltung konnte er darum nicht glauben. Auch erregten ihm die Priester keinen Argwohn, da er ja selbst einen unter seinem Dache hegte, dessen friedliche Gesinnung er erprobt hatte.

Freilich, wenn er gewußt hätte, wie vor derselben Schar in den anderen Frei- und Edelhöfen die Bewohner in die Einöden, ja selbst in die Schrecken der schneeerfüllten Wälder geflüchtet waren, dann würde ihm schon banger geworden sein und hätte er vielleicht auch einen Fluchtversuch gemacht. Aber durch das Abbrechen allen Verkehrs mit den Nachbarn hatte er nichts erfahren.

So empfing Bruno mit echter, altdeutscher Gastfreundschaft selbst den widerwärtigen Feind und entschuldigte sich, daß er ihnen vielleicht nicht die gewünschte Bequemlichkeit gewähren könne, indem er weitläufig von dem stattgefundenen Brande erzählte und von den Notbauten, die sie geschaffen hätten, da die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten gewesen sei.

Der Anführer der Franken, ein eisgrauer Krieger mit einem grimmen Gesichte hatte die Rede Brunos ruhig mit angehört; dann sagte er, weil man ihm so freundlich entgegenkomme, müsse er annehmen, daß sie entweder schon getaufte Christen wären, oder wenigstens dem Christentum nicht so feindlich entgegenstünden, um sich gegen die

Taufe, die jetzt an ihnen vollzogen werden sollte, zu wehren.

Bruno sah den Mann höchst betroffen und verwundert an. Er verstand nicht recht, was derselbe wollte.

„Die Sache ist nicht so schlimm, wie du vielleicht meinst, Sachse“, suchte der Anführer Bruno zu beruhigen.

„Du hast nichts zu thun, als deinen Göttern abzuschwören und den christlichen Glauben, den dir die Priester vorsagen, nachzusprechen und dann wirst du im Namen des dreieinigen Gottes mit Wasser besprengt. Siehe meine Krieger schleppen schon Wasser herbei. Sie wissen, daß ich nicht gern in ein Haus gehe, das nicht christlich ist. Jetzt bereite uns keine Umstände! Hernach werden wir, ja selbst die Priester, deiner Gastfreundschaft alle Ehre machen.“

Jetzt mußte Bruno endlich, um was es sich handelte. Aber wenn er auch dem Christentum an sich nicht abgeneigt war, geriet er in eine grenzenlose Wut über die Zumutung, sich gegen seinen Willen mit Gewalt taufen zu lassen.

„Scheret euch hinaus oder ich vergreife mich an euch“, schrie er rot vor Zorn und griff nach seinem Schwerte.

„Ihr habt euch schon oft an uns vergreifen, ihr Sachsen“, sagte der Anführer mit grimmem Lachen, „aber stets zu eurem Nachteil. Das wird auch diesmal geschehen. Wir selbst sind euch schon Manns genug, aber hinter uns steht der große Karl, der jede Auflehnung gegen seinen Befehl auf das strengste ahnden wird. Es gibt nur eines für euch, das ist die Unterwerfung. Ihr seid die Besiegten. Wir sind die Sieger.“

„So nimm das!“ rief Bruno und schlug mit seinem Schwert nach dem Anführer. So furchtbar war der Hieb, daß er den Schild des Franken durchschlug und seinen

Helm noch so wüchtig traf, daß der starke Mann in die Knie sank. Er wäre verloren gewesen, wenn er nicht, den Schlag sehend, blitzartig schnell seinen Schild vorgeworfen hätte.

„Knechte sammelt euch um mich!“ ließ Bruno darauf seinen mächtigen Ruf ertönen. Allein ehe dieselben heran kamen, war Bruno bereits von den geschwinden Franken umringt und trotz seiner furchtbaren Gegenwehr niedergeworfen worden. Auch Albio, der seinem Vater beispringen wollte, war gefangen worden. Da trat Editha, ein Schwert in der Hand, an die Spitze der Knechte.

„Wenn ihr taufen wollet, soll eure Taufe keine Wassertaufe, sondern eine Bluttaufung werden“, sagte sie mit der ganzen Hoheit ihres Wesens. „Ihr möget uns zu besiegen wissen, ihr Franken, aber wir wissen zu sterben. Vorwärts ihr Leute, befreiet euren Herrn! Euer Schlachtruf sei „Wittkind“. Es ist Wittkinds Tochter, die mit euch kämpft und mit euch stirbt. Lasset sie nicht in die Hände dieser Unholde fallen!“

Die Schönheit und Würde Edithas hatte selbst diesen harten Krieger imponiert, aber ihr Angriff hätte nichts gegen die den Sachsen durch Waffen und Taktik überlegenen Franken ausgerichtet, ihr Haus wäre nur eine Stätte unnützen Blutvergießens geworden, wenn nicht von anderer Seite Hilfe gekommen wäre.

In sein Priesterornat gehüllt kam Theobald, das goldene Kreuzifix von Fulda verhüllt vor sich hertragend, feierlich auf den Haufen geschritten, der im höchsten Maße erstaunt aufblickte.

„Im Namen Jesu Christi, unseres Heilandes, haltet ein!“ rief er beiden Teilen zu. Dann wandte er sich an die Franken und sagte, das Kreuzifix enthüllend: „Auf die Knie nieder und lasset die Gefangenen los!“

Manche sanken in die Kniee vor dem Kreuzifixe und der großartig gebietenden Erscheinung Theobalds sich beugend. Andere, wie die Priester und der Anführer, verharrten in Trotz. Besonders ein riesenhafter Kerl, der auf der Brust Brunos kniete, machte ein wütendes Gesicht. Doch Theobald faßte denselben und ihn emporreißend schleuderte er ihn in die Andern hinein, daß sich eine weite Gasse bildete. In ähnlicher Weise befreite er Albio.

Merkwürdig aber war es, daß viele, die weder vor dem goldenen Kreuzifixe, noch vor den Worten Theobalds sich gebeugt hatten, vor den Beweisen einer fast übernatürlichen Kraft auf den Boden sanken.

„O, ich möchte eine Geißel nehmen und euch hier aus dem Hause hinaustreiben, ihr Gott und seinen Namen schändendes Volk, wie einst der Herr Jesus den Tempel von den Greueln der Käufer und Verkäufer gereinigt hat“, rief er im heiligsten Eifer.

„Fürchtet ihr denn nicht Gottes Zorn und Gericht, ihr unwürdigen Priester, die ihr zum Hohn und Spott sein Kleid traget und ihr, die ihr euch zu Schergen und Dienern zu dieser größten Schmach der Christenheit hergebet? Ist unser Herr nicht ein Friedenskönig, der überall hin Frieden bringen will? Ihr aber bringet in seinem Namen Streit, Gewalt und Mord. Hat Jesus nicht zu Petrus gesagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide und damit für immer verboten, das Schwert in seiner Sache zu ziehen? Aber ihr arbeitet nur mit der Schärfe des Schwertes.“

„Haben je die Apostel eine andere Waffe geführt, da sie das Christentum ausbreiteten in der Welt, als die Predigt des Evangeliums? Hatten sie je ein anderes Schwert, als das des Geistes, je einen anderen Schild, als den des Glaubens, je einen anderen Helm, als den des

Heils? Oder haben sie nicht Sieg auf Sieg errungen und Herz auf Herz erobert? Aber ihr seid wie die Heiden und Araber, die keine andere Macht kennen, als Feuer und Schwert. Ihr seid wie der Satan, der Unkraut unter den Weizen säet, der Licht in Finsternis, Wahrheit in Lüge, Liebe in Haß verkehrt. Ihr macht den Namen des Christentums stinkend bis zum Himmel.“

Diesen niederschmetternden Worten des gewaltigen Priesters gegenüber suchte der Anführer sein ganzes Ansehen zu sammeln, indem er ihm entgegnete: „Wir handeln im Auftrage König Karls, und so du ein Franke bist, hast du uns zu gehorchen.“

„Gewiß bin ich ein Franke. Es sollten mich wohl manche kennen“, erwiderte der Priester; „denn ich bin Graf Heimos Sohn, „Theobald“. Ich kenne wenigstens dich“, wandte er sich zu dem Anführer.

„Du bist Waldo, früher Aufseher an König Karls Schule, da ich noch dorten Knabe und Zögling war. Frage nur deinen Rücken! derselbe hat vielleicht ein besseres Gedächtnis. Denn ich habe dich damals als sechszehnjähriger Jüngling wegen Diebstahls und sonstiger Ungerechtigkeit gepeitscht und du wagtest mich im Bewußtsein deiner Schuld nicht zu verklagen. Aber wie du damals ein schlechter, betrügerischer Aufseher warst, so scheinst du heute noch ein elender Geselle zu sein. Denn zu so schandbarem Werke, wie du treibst, ist nicht jeder tauglich.“

„Doch glaube nur nicht, daß du mir wie ein Wolf in meinem Sprengel einbrechen darfst. Denselben werde ich schon zu verteidigen wissen. Diese Seelen hier sind mir anvertraut und da sollet ihr eure fluchwürdigen Hände davonlassen.“

Darum weichet von hinnen. Zuerst hat euer Anblick

meinem Herzen wohlgethan, aber jetzt ekelt er mich an. Wer noch ein christliches Herz in der Brust trägt, der wende sich ab von diesem schmählischen Treiben, ehe der Fluch Gottes ihn trifft. Ich aber werde mein Thun schon als Graf Heimos Sohn bei König Karl zu verantworten wissen. Im übrigen stehe ich in eines Höheren Dienst, vor dem auch die Kaiser und Könige verantwortlich sind. Der wird mich schon schützen."

Waldo hätte vielleicht noch ein Äußerstes versucht, allein eine fast hündische Angst hatte ihn ergriffen, als er hörte, wer Theobald sei und aus welchem Heldengeschlechte er stammte. Auch traute er seinen Kriegern nicht, daß dieselben die Hand an ihn legen würden, während dagegen die Sachsen, welche sich unter Bruno sammelten, eine immer drohendere Haltung annahmen.

So zog die plötzlich hereingebrochene Schar wieder ebenso plötzlich ab. Aber Blicke wilden Hasses und teuflischer Bosheit trafen Theobald aus den Augen Waldos und der Priester. Ein neuer furchtbarer Feind war ihm entstanden.

Aber wenn ihm von dorthier vielleicht für die Zukunft unbekanntere Gefahren drohten, so hatte ihm sein Auftreten im Hause Brunos einen großen Gewinn verschafft.

Anfangs wußte man sich noch gar nicht in die Rettung zu finden. Als schon der finstere Haufe abgezogen war, standen noch eine Zeit lang Bruno und die Seinigen in Gedanken verloren da. Sie waren wie aus einem schlimmen Traum erwacht, und wagten noch nicht recht aufzuatmen. Sie konnten noch nicht glauben, daß der Alp, der so schrecklich auf ihrem Herzen gelegen hatte, gebrochen sei. Sie hatten dem Tod schon zu fest in das

Auge geblickt, um sich so rasch wieder mit dem Leben zu befreunden.

Endlich aber war der Bann gebrochen. Bruno und Editha kamen auf den Priester zugeeilt und dankten ihm auf das innigste, für seine bisherige Mißachtung um Verzeihung bittend.

Die drohende Gefahr hatte die Einigkeit im Hause wieder hergestellt und die Gemüther noch empfänglicher gemacht für das Wort des Priesters.

Daß er selbst jene Taufbeflissenen so schönöde abgewiesen hatte, benahm ihnen alle Scheu und Zurückhaltung. Mit unbefangener Begierde lauschte man am Herdfeuer auf Theobalds Erzählungen von Jesus, und Albio durfte nach Herzenslust seine wißbegierigen Fragen thun.

Draußen tobten die Winterstürme und heulten die Wölfe, aber drinnen feierte christliche Liebe und christlicher Friede ihre Triumphe. Wenn auch das Weihnachtsfest noch nicht äußerlich gefeiert wurde, so hatte doch diese Feier in den Herzen der Bewohner ihren Anfang gewonnen.

VI.

Karl der Große.

Teils um die Treue der unterworfenen Sachsen zu prüfen, teils um Gericht zu halten, hatte Karl der Große einen Reichstag in der Nähe des Ursprunges der Lippe, nach Lippspringe, ausgeschrieben.

Karl liebte die Badeorte und schwamm und badete außerordentlich viel. Für vorzüglich heilkräftig und stärkend

hielt er aber die warmen Quellen und Mineralwasser. Darum hatte er Aachen mit seinen heißen Wassern im späteren Leben zu seiner Residenz auserkoren. Deswegen mag auch Lipp Springs, das sich durch einige Mineralquellen auszeichnete, seinen besonderen Beifall gefunden haben.

Dort im Herzen des damaligen Sachsenlandes hielt er wenigstens gerne die sächsischen Reichstage ab, obwohl die Gegend noch ziemlich unbebaut war und nur einige wenige roh aufgeführte Gebäude am Plage standen. Dort hin verlegte er auch für den Sommer des genannten Jahres sein Heerlager und zugleich sein Hoflager.

Mochten die feinen Hofherren und Hofdamen zu einem längeren Aufenthalte in dem unwirtlichen Sachsen wohl auch böse Gesichter machen, Karls Wille entschied. Dieser große Regent hatte, wie noch eine ganze Anzahl anderer großer Männer, einen ausgeprägt starken Familiensinn und ließ an alle Orte, wo er länger zu bleiben gedachte, seine Familie und die Hofbediensteten nachkommen. Wird ja doch von ihm erzählt, daß er deshalb seine zahlreichen schönen Töchter nicht heiraten ließ, um ihre Gegenwart nicht zu verlieren.

Damit er stets die Erziehung seiner Kinder überseh, mußten sie überall mit ihm speisen und ihn auf seinen kleineren Touren begleiten. Seine Söhne ritten an seiner Seite und seine Töchter hinter ihm, zu deren Schutz eine besondere Leibwache bestellt war.

So lieblich aber auch seine Töchter, welche Karl aus früherer Ehe besaß, heranwachsen, und so stolz manche Hofdame in dem Königsgefolge auftrat, alle überragte durch ihre wunderbare Schönheit die jugendliche Fastrade, eine Tochter des thüringischen Grafen Rudolf, die Karl gerade in dieser Zeit, nach dem Tode seiner früheren Gattin

Hildegard, geheiratet hatte. Durch ihre Schönheit übte sie einen fast zauberischen Einfluß auf ihren Gatten, der sonst in seinen klaren, festen Entschlüssen kaum irgend jemanden eine Einwirkung gestattete. Doch war ihr Einfluß nicht gut, weil sie selbst nicht gut war, und wahrhaft verhängnisvoll wurde er damals für Sachsen, da sie die Sachsen haßte, und sich genügend Gelegenheit bot, ihrem grausamen Sinne zu genügen.

Die Sage hat später diesen fast unerklärlichen, unheilvollen Zauber auf den so selbständigen Fürsten einem Ringe zugeschrieben, den ihr einst Karl geschenkt hatte, und der die Eigenschaft besaß, seine Liebe unwandelbar zu fesseln. Der Zauber war nach der Sage so stark, daß nach ihrer kurzen Laufbahn Karl nicht einmal von ihrem Leichnam lassen mochte und ihren Sarg auf seinen Reisen mit sich führte, bis ein Priester den Ring unter der Zunge der Leiche entdeckte und denselben im Zorne in den Frankenger See bei Nachen warf.

Nun konnte Karl nicht mehr von Nachen lassen.

In der Tiefe des Volkes mußte man ja an solche unheimliche, übernatürliche Mächte denken, da man den geliebten, fast angebeteten Fürsten, der als eine Lichtgestalt der Gerechtigkeit und Großherzigkeit vor allen da stand, damals oft in einen Mann voll Härte und Ungerechtigkeit sich wandeln sah. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch ihr Einfluß bei der erschrecklichen Hinrichtung jener 4500 Sachsen zu Werden an der Aller mitwirkte, die immer als ein schwarzer Flecken an dem lichten Leben Karls des Großen haften wird.

Doch zu unserer Erzählung!

Die Junifonne schien heiß in die Schluchten und Thäler des Teutoburger Waldes oder besser des Sippischen Waldes,

wie der Teil des Gebirges hieß, welcher sich nach Lipp-
springe zu hinzog. Im Schatten einiger mächtigen Eichen
lagerte dort Bruno mit seiner Familie, mit seiner ganzen
Sippe. Er war gekommen, um König Karl als seinem
nunmehrigen Herrn und Gebieter zu huldigen.

Man konnte nicht sagen, daß es für den sächsischen
Edeling eine freudige Reise gewesen wäre, welche er dorthin
gemacht hatte. Für sein freiheitliebendes Herz kostete es
schwere Überwindung, den stolzen Nacken zu beugen unter
einen fremden verhassten Herrscher. Nur die Not, die
grausame Not seines besiegten Volkes und die bare Ver-
zweiflung an dessen Macht und Glück, sowie an der Hilfe
der Götter hatte ihn dazu gebracht, allem Widerstande zu
entsagen, obwohl seine, ihrem Vater Wittelind nachgeartete
Frau ihn zu neuen Anstrengungen anzufeuern strebte.
Vielleicht trug seine entschiedene Neigung zum Christen-
glauben, die ihm Theobald eingepflanzt hatte, und der
Glorienschein, der Karls Haupt, als dem Herrscher der
damaligen Christenheit, umgab, mit dazu bei, ihm seinen
Schritt leichter zu machen.

Trotzdem kam er nicht als einer der frühesten der
Ladung König Karls nach. Seine Zögerung hatte so
lange gewährt, daß er leicht ernste Maßregeln des gekränkten
Siegere auf sich hätte herabziehen können. Man konnte
genügend merken, daß er nur als Genötigter und dem
äußersten Zwange Nachgebender erschien.

Jetzt noch, ganz in der Nähe seines Zieles, konnte er
sich nur langsam entschließen.

Zu fürchten hatte er gerade nichts besonderes, wenigstens
nicht so vieles, wie andere, welche deunoch ohne irgend
welche Strafe geblieben waren.

Nach der ersten bedeutenden Niederlage der Sachsen

hatte er im Grunde keinen Feldzug mehr mitgemacht. Allerdings hatte er damals, als Karls Tod verkündet wurde, durch seinen Schwiegervater bewogen und von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, die nach der zweiten Unterwerfung dem König Karl, wie von allen Sachsen, gelobte Treue brechen wollen, war aber, wie wir wissen, mit seiner Reiterſchar zu der unglücklichen Schlacht zu spät gekommen. Hernach hatte er ſich an keinem Aufſtand und keinem Gefechte, deren während deſſen noch eine ganze Zahl ſtattgefunden hatte, mehr beteiligt, ſchon wegen deſſen Zerrwürfniffe mit ſeinem Schwiegervater nicht, aber auch, weil der Umgang mit dem edlen Prieſter eine höhere Gewiſſenhaftigkeit in ihm wachrief.

Auch einen perſönlichen Konflikt hatte er, außer mit der Taufſchar, die ihn auf ſeinem Hofe aufgeſucht hatte, nicht mehr gehabt.

So konnte er mit ſo freiem Gewiſſen Karl unter die Augen treten, wie kaum ein anderer Sachſe. Aber das übermütige Gebahren der fränkischen Truppen gegen die heranziehenden Sachſen berührte ihn unangenehm. Und noch ein anderes machte ihn ſtutzig, daß nämlich einzelne Haufen Sachſen gewaltſam in den Fluß getrieben und zur Taufe unter einſegnenden Worten der Prieſter mit Waſſer beſprengt wurden.

Er und ſeine Familie und ſein ganzer Troß war noch ungetauft. War es nun nicht möglich, daß Karl ihn und die Seinigen ähnlich ſo taufen ließ, wie er es dort ſah?

Sein ganzes Weſen ſträubte ſich dagegen.

Sie hatten ja, dank den Bemühungen Theobalds, mehr Chriſtentum im Herzen, als alle bereits getauften Sachſen, aber gefeſſelt durch das Wort Brunos hatten ſie ſich noch nicht zur Taufe entſchließen können. Zumal

war es Editha, welche stets zurückhielt aus einer unbestimmten Furcht vor dem Zorne ihres Vaters. Theobald jedoch hatte aus Bartgefühl nicht drängen wollen. Er wußte, daß der Zeitpunkt von selbst kommen würde, wo das Verlangen nach den Gnadengütern des Christentums in Taufe und Abendmahl so gewaltig in ihnen werden würde, daß es alle Schranken, auch die eines unverständig verpfändeten Wortes brechen würde. Diesen Zeitpunkt hatte er beschlossen abzuwarten.

Noch war derselbe nicht gekommen. So rückten sie äußerlich als Heiden ein, aber innerlich so von der Größe und Heiligkeit des Christentums eingenommen, daß sie sich bei dieser Entweihung des Heiligen, die sie sahen, entrüsteten und sich ebenso entschlossen zeigten, sich gegen dieselbe zu wehren, wie damals, als Waldo mit seiner Schar in den Hof eindrang.

Am liebsten freilich wären sie zurückgegangen, wenn es noch möglich gewesen wäre, aber ihre Ankunft war bereits König Karl gemeldet. Da ging es nicht mehr. So wenig im ganzen und großen die Sachsen damals noch Gewicht auf die nur zeitweise erteilte Herzogswürde legten, und so anspruchslos Bruno selbst war, so bedeutungsvoll nahm Karl das Erscheinen Brunos, des Herzogs der Engern und des Schwiegersohnes Wittekinds, an seinem Hofe.

Man mußte sich fügen.

Karl hatte sogar beschlossen, Bruno eine besondere Empfangsfeierlichkeit zu bereiten.

Für gewöhnlich liebte Karl die Einfachheit. Er kleidete sich nach Vätersitte — „altfränkisch“, wie man damals schon sagte. Über einem leinenen Kamisol auf dem Leibe und leinenen Beinkleidern trug er einen mit Seide oder Pelz

besezten Rock, dazu Strümpfe und Schuhe und die Beine mit Binden umgürtet. Dies alles war aber ungemein schlicht und zum Theil von seiner Frau und seinen Töchtern gewoben und gestrickt. So bestand auch sein Mantel, den er zum Ausgehen umhing, oft nur aus Schafspelz. Bloss sein Schwert, das stets an seiner Seite hing, war kostbar und der Griff desselben mit Edelsteinen besetzt.

Wie er selbst war, wünschte er auch seine Umgebung. Doch vermochte er die Entfaltung von Pracht und Glanz unter den Großen des Reiches, zumal unter seinen Hofleuten und den Frauen, nicht ganz zu unterdrücken. Daher stammt ja jene ziemlich bekannte Geschichte, daß er eines Tages seine prächtig herausgeputzten Hofherren und Hofdamen bei erschrecklichem Unwetter in den wilden Wald zur Jagd geführt habe und dieselben noch nach der Heimkehr den ganzen Abend mit zerrissenen und zerfetzten Kleidern, schmutzig, naß und frierend bei sich behalten habe, um denselben die Unbrauchbarkeit ihres Flitterstaates und die Nützlichkeit seines eigenen Schafspelzes auf ziemlich anschauliche Weise klar zu machen.

Doch auch diese derbe Zurechtweisung soll nicht allzubiel gewirkt haben. Nur der Mangel an Putzartikeln in damaliger Zeit gebot zu ausschweifender Putzsucht von selbst Halt.

Auch an der Tafel Karls herrschte eine große Sparsamkeit. Außer dem Wildbraten, den er sehr liebte, gab es nur höchstens vier Gerichte. Das Getränk wurde außerordentlich karg zugemessen, da Karl selbst, ungleich seinen Untergebenen, sehr wenig trant.

Andererseits konnte er, wenn es ihm nötig schien, alle mögliche Pracht und reichen Glanz entfalten, zumal der Politik halber, um Gesandten und Fürsten fremder Höfe

zu imponieren oder bei großen Festlichkeiten und Schau-
stellungen.

In Herzogs Bruno Unterwerfung aber sah Karl kein geringes politisches Ereignis. Er glaubte durch dieselbe einen bedeutenden Schritt voran zu thun in der Unterwerfung der Sachsen überhaupt, wegen des Ansehens, in welchem der Mann bei seinen Landsleuten stand und wegen des nahen Verwandtschaftsverhältnisses mit Wittkind. Als darum Bruno nach einigen Tagen sich entschloß, an dem Hofe Karls zu erscheinen, fand er dort eine Herrlichkeit, wie sie sich der einfache Sachse, der noch nicht viel aus seinen Wäldern herausgekommen war, in seinen kühnsten Träumen kaum hatte vorstellen können.

Sein Anzug und der der Seinigen, unter welchen auch Theobalds hohe Gestalt hervorragte, erschien so einfach, daß nur die Goldringe und Goldspangen und einige kostbare Stickereien und Waffen sie vor den niederen Franken auszeichneten, daß er aber vor der Farbenpracht und den golddurchwirkten und mit Edelsteinen und Perlen durchwobenen weiten Gewändern der fränkischen Großen geradezu verschwand.

Vor allen jedoch trat die imposante Gestalt Karls hervor, der mit seiner gewaltigen Erscheinung (er maß nicht weniger als sieben Fuß) und der angeborenen Würde und Hoheit seines Auftretens die Bewunderung aller Zeitgenossen erregte. Er war auch im Schafspelz ein König. Aber diesmal trug er ein golddurchwirktes Kleid und mit Edelsteinen besetzte Schuhe. Eine goldene Schnalle befestigte seinen Mantel, und sein Haupt war mit einer goldenen, mit Edelsteinen verzierten Krone geschmückt.

Doch mehr als alles dieses wirkte der Zauber des wirklich großen Mannes auf alle, welche mit ihm zusammentreffen

und die Geistesmacht, welche aus seinen großen feuerigen Augen und aus seinem ausdrucksvollen Gesichte sprach.

Vor dieser allein beugte sich auch die stolze Editha, die auf die Schulter ihres schönen schlanken Sohnes gelehnt, so hoheitsvoll wie eine Königin dastand, während Bruno, von dem umgebenden Schimmer geblendet, blöde und schüchtern wurde.

Übrigens machte die männlich kräftige Erscheinung Brunos, dessen Wesen von einer offenen, biederen Treuherzigkeit völlig durchdrungen erschien, einen offenbar günstigen Eindruck auf Karl. Jedoch viel mächtiger erfaßte ihn das Bild der schönen Mutter, die sich über den edlen Jüngling neigte.

Er glaubte in seinem Leben keine herrlichere Erscheinung gesehen zu haben, als dieses, von hohem Geiste durchhauchte edle Weib. Man merkte die große Tochter eines bedeutenden Mannes.

Die eitle Fastrade, welche geglaubt hatte, unübertrefflich in Schönheit zu sein, verstete fast vor Neid. Sie mochte als Frau vielleicht schöner sein, aber hier stand eine wirkliche Fürstin, vor der sie immerhin als untergeordnet erscheinen mußte. Dolchblike des Hasses schossen aus ihren dunklen Augen, als Karl in seiner freundlichsten, herzgewinnendsten Weise das Gespräch mit ihr begann.

Einer hatte diese gehässigen Blicke der Königin bemerkt, und war rasch entschlossen, ihren Neid auszubeuten. Das war Waldo, dem jetzt die Führerschaft der Leibwache der Töchter Karls des Großen anvertraut war. Während Karl nunmehr auch Bruno in das Gespräch hineinzog und dasselbe allgemein wurde, zischelte er in das ihm hingeneigte Ohr der Eifersüchtigen sein Begegnis mit Bruno und dem Priester.

Karl sprach über die Nothwendigkeit der Unterwerfung der Sachsen, wenn er seinen großen Plan, eine Vereinigung sämtlicher deutschen Stämme zu einem großen Germanenreich, verwirklichen wolle. Die ewigen Streitigkeiten und Zersplitterungen würden die Germanenstämme aufreiben und sie in die Hände der Romanen geben. Aber wenn solche kräftige Stämme wie Franken und Sachsen zusammenstünden, könnten sie die Welt herausfordern. Doch sei keine Vereinigung möglich, ohne daß der Starrsinn und das Heidentum der Sachsen gebrochen würden.

Editha und ihr Sohn fühlten fast noch mehr als Bruno das Wehen eines gewaltigeren Geistes, vor welchem die Bestrebungen ihres Volkes und ihres Vaters, so berechtigt sie waren, ihnen als klein und unbedeutend vorkommen mußten. Die Entscheidungsstunde ihres Lebens schien angebrochen zu sein.

Da, als Karl eine Pause im Gespräche eintreten ließ, flüsterte ihm Fastrade zu, er solle einmal die Sachsen prüfen, ob sie es auch ehrlich meinten, ob sie schon Christen wären.

Karl hatte keinen Augenblick an dem Christentum seiner Gäste gezweifelt, da sich ein christlicher Priester in ihrem Gefolge befand. Ja, er zögerte jetzt noch, bis ihn ein bittender Blick seiner geliebten Fastrade traf. Desto verwundeter, ja erschreckter war er, als er erfuhr, daß sie noch Heiden seien.

„Wie ist das möglich?“ fragte er, fügte aber sofort die Aufforderung bei, sich unverzüglich taufen zu lassen.

Karl hing mit der innigsten Frömmigkeit an dem Christentum. Wie viele Kirchen und Klöster baute er; darunter den ausgezeichnet schönen Dom in Aachen, den er mit Gold und Silber, Glasfenstern und mit ganz aus Erz verfertigten Gittern und Thüren schmückte. Und da

er die Säulen und den Marmor zu seinem Aufbau nirgends haben konnte, ließ er sich dieselben von Rom und Ravenna kommen.

Er besuchte regelmäßig morgens früh und abends die Kirche, ja sogar bei Nacht und zur Zeit des Messopfers, wenn es nur irgend seine Gesundheit gestattete und trug dafür die größte Sorge, daß alle kirchliche Handlungen richtig vollführt wurden. So verwendete er selbst auf den Kirchengesang und Predigt seine Aufmerksamkeit und führte es dadurch, daß er italiische Sangmeister kommen ließ und Predigten aus den Kirchenvätern übersetzen ließ, dahin, daß beides entschieden verbessert wurde.

Allein es war der fromme Eifer seiner Zeit, dem allmählich in Außerlichkeiten der Geist des Christentums schwand, ein frommer Eifer, der nicht nach Herz und Gewissen fragte, wenn nur die äußere Handlung vollbracht wurde, ein frommer Eifer, der selbst, wo es not schien, nicht vor der rohen Gewalt zurückschreckte, ein frommer Eifer, dem aber im Augenblicke echt sächsische Halsstarrigkeit gegenüber stand.

Edithas zarte Gesichtszüge gewannen im Troze immer mehr Ähnlichkeit mit dem wie in Erz gegossenen Gesichte ihres Vaters, und der sonst so gutmütige Bruno sah plötzlich aus, als wenn man eher eine knorrige Eiche bücken und biegen könne als ihn, ja selbst das schlankte Edelreis Albio schien wie in festen Stahl zu erstarren.

Doch Karls Zorn wandte sich zunächst nicht gegen die sich weigernde Familie des sächsischen Edelings, sondern gegen den fränkischen Priester, der sie begleitet hatte.

Sein Gesicht färbte sich dunkelrot und seine Stimme, welche einen hellen Klang hatte, drang in scharfem Tone durch den Saal.

„Tritt näher hier an mich heran, Priester, damit ich dich besser schauen kann!“

„Nun sage mir, wie du in das Gefolge dieses sächsischen Edelings kommst, in welchem du einherstolzierst, als hättest du Länder unterworfen und bist doch nur eine faule Drohne, die nicht arbeiten will, wenigstens keinen Erfolg ihrer Arbeit aufweisen kann? Wie wagst du überhaupt als Priester in dieser heidnischen Gesellschaft gleichsam wie einer ihresgleichen vor mich zu treten? Bist du selbst ein Abtrünniger geworden? Oder wolltest du durch deine Gegenwart mich über das Heidentum dieser Leute täuschen?“

Ehe Theobald antworten konnte, trat Fastrade zu König Karl heran und erzählte ihm flüsternd von Waldo und seiner Schar und dem Auftreten des Priesters, und ließ verleumderisch durchblicken, daß vielleicht die Reize der schönen Editha den Priester seinem Glauben untreu gemacht hätten.

König Karls sonst gemäßigtes Wesen zeigte den Grimm eines gereizten Löwen, der die Mähne schüttelt und sich zum Sprunge rüstet, um sein Opfer niederzuschlagen. Er ließ Waldo vortreten und erzählen.

Nachdem dieser den Austritt so belastend und gehässig wie möglich für Theobald dargestellt hatte, donnerte Karl den Priester im schrecklichsten Zorne an: „Was hast du zu deiner Entschuldigung zu sagen, Schurke?“

Von Karls des Großen Blick erzählen seine Zeitgenossen, daß niemand imstande gewesen wäre, denselben zu ertragen, wenn sein Auge in der Erregung aufblikte, so durchbohrend und schrecklich sei derselbe gewesen. Doch während alle im Saale, die ein Interesse an dem Priester nahmen, für das Leben desselben zitterten, stand er ruhig und gelassen da und schaute mit klarem entschlossenem Auge, an welchem

keine Wimper zuckte, zu dem wütenden Herrscher der damaligen Welt empor.

„Du fragst nach meiner Entschuldigung, König Karl?“ sagte er mit einer Hoheit und Würde, die selbst dem gewaltigen Fürsten imponierte. „Ich glaube, daß du dich selbst entschuldigen mußt vor dem hohen Himmelskönig, vor welchem du doch auch nur ein schwacher Mensch und ein armer Sünder bist. Du hältst dich in deiner Verblendung für Christi Freund und bist sein Feind. Du nennst selbst dich Christ, ich nenne dich Widerchrist. Denn ich klage dich an, daß du des Herrn Werk entweihest auf Erden. Er ist der Friedenskönig, du aber verbreitest in seinem Namen nur Streit und Krieg. Er wollte in Sanftmut und Milde Glauben und Liebe unter den Menschen pflanzen, um die Herzen für den Himmel zu zeitigen, aber du pflanzt durch deine Gewalt nur Grimm, Bosheit, Rachgier und Aufruhr. Er kam, um zu sühnen und Wunden zu heilen, aber deine Schritte triefen von Blut. Das an der Aller vergossene Blut der 4500 Sachsen schreiet zum Himmel empor. Du rühmest dich als Sachsenbefehrer, aber des Volkes Stimme heißt dich den Sachsenschlächter.“

In dem Saale entstand ein wilder Aufruhr. Die Franken griffen nach ihren Schwertern, um die Beschimpfung ihres Königs zu rächen. Aber Karl gebot Ruhe. Er war bleich geworden und auf seiner Stirne stand Schweiß. Seine Größe jedoch zeigte sich eben auch darin, daß er ungleich anderen unbedeutenderen Menschen die Stimme der Wahrheit ertragen konnte. „Du bist noch nicht fertig, Priester“, sagte er.

„Ich wollte bloß von mir noch reden“, erwiderte Theobald, dessen geröteter Stirn man es jetzt ansah, daß er sich seiner fast überkühnen Worte recht wohl bewußt war. „Ich habe

versucht", sagte er mit leiser und nach der gehaltenen Erregung ein wenig zitternder Stimme, „ein rechter Knecht meines himmlischen Herrn zu sein, indem ich gehorsam seinem Worte das Evangelium unter den Heiden predigte. Wenn mein Erfolg nicht groß war, so bin ich meiner schwachen Kraft mir sehr gut bewußt. Aber ich habe auch nichts erstrebt, als durch die Gewalt des Glaubens die starren Sachsenherzen zu gewinnen. Die Taufe mußte von selbst hinzukommen. Dagegen mit Gewalt Wasser auf die Köpfe ungläubiger Heiden zu schütten und die Taufformel dazu zu sprechen, halte ich für eine schmählische Entweihung des heiligen Sacramentes und der Worte unseres Heilandes, da er spricht: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Eine unheimliche Stille entstand in dem Saale.

Endlich sprach Karl: „Ich werde prüfen, ob du recht hast, Priester, oder nicht. Aber darauf wird es für dich nicht mehr ankommen. Du mußt sterben. Deine übermäßig scharfen Worte haben dich getötet. Solche Beleidigungen darf ein König sich nicht bieten lassen.“

„Graf Heimo, du wirst den Priester zum Tode geleiten.“

Es lag eine Kälte und Ruhe in dem Tone von Karls Worten, welche um so furchtbarer wirkten, je leidenschaftlicher er vorher gesprochen hatte. Jedermann fühlte, daß das Schicksal Theobalds besiegelt sei.

Da trat eine eisgraue Kriegergestalt aus der Reihe der den König umgebenden Großen hervor. „König Karl“, sagte Graf Heimo, „ich bin dir in meinem Leben noch nicht ungehorsam gewesen, allein jetzt muß ich dir es sein. Sieben meiner Söhne liegen auf deinen Schlachtfeldern

begraben. Ich kann den achten und letzten nicht zum Tode führen.“

„Der Priester ist Theobald, jener kühne, hochherzige Junge, den ich einst so gern hatte?“ fragte Karl verwundert. Sein starker Körper erbehte, daß er den Leuten, die er liebte und verehrte, so wehe thun mußte.

Mit tiefem Mitgefühl sah er, wie Theobald mit dem Kufe: „Vater, Vater!“ auf den alten Mann zustürzte und unter Thränen sich erkundigte: „Sind sie alle tot? Was macht die Mutter?“ Dann aber sagte er scheinbar kalt: „Graf Heimo, ich kann dir auch den letzten Sohn nicht schenken. Du siehst es wohl selbst ein. Solche Worte, wie sie dein Sohn sprach, kann nur sein Blut stöhnen.“

„Nimm das meine, Herr, und laß ihn leben“, sprach der alte Mann.

In demselben Augenblick sprang auch Albio vor und kniete vor König Karl und bat: „Herr König laß ihn leben. Siehe es ist alles wahr, was er gesagt hat. Wir sind Christen, wenn wir auch noch nicht getauft sind. Soll ich dir den christlichen Glauben sagen?“

„Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von Maria, der Jungfrau, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung



der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“

„Soll ich dir auch das Christengebet beten?“

„Vater unser, der du bist in dem Himmel! Geheiligt werde dein Name; zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Gib uns unser täglich Brot. Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Übel! Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.“

Das christliche Bekenntnis und das Gebet des Herrn von den Lippen des vermeintlichen Heidenjünglings machte einen ergreifenden Eindruck, besonders aber auf König Karl, welcher sich beschämt gestehen mußte, daß keiner seiner getauften Christen in stande wäre, auch annähernd zu sagen, was der christliche Glaube sei.

Nun traten auch noch Editha und Bruno um Gnade bittend heran. „Wenn wir damit den Priester retten können, so wollen wir uns taufen lassen, so schwer es uns wird. Denn uns bindet ein meinem Vater gegebenes Gelübde. Aber um Theobalds willen, dem wir viel Dank schuldig sind als Retter unseres Kindes und unseres eigenen Lebens, wollen wir auch dem Namen nach Christen werden, was wir in der That längst sind.“

König Karl schwankte und wußte nicht, was er thun sollte. Sein Herz war gerührt und sein gerechter, großer Sinn drängte ihn, seinen Urteilspruch fallen zu lassen, aber Fastrade machte ihn irre mit ihrem höhnischen, ungläubigen Lächeln.

Da schaute Editha zu ihm auf mit ihrem reinen, Hoheitsvollen Blick und sagte:

„Wenn du ihn tötest, Karl, so hast du einen Heiligen deiner Kirche getötet. Du selbst aber bist nicht der große Mann, vor dessen hohem Sinn und klaren Geiste sich die Völker beugen, sondern ein kleinlicher, selbstfüchtiger Tyrann, und der Stern deines Lebens, der so hell aufging, wird in dunkle Nacht versinken.“

Sie stand vor ihm, wie eine jener sagenhaften Prophetinnen der alten Germanen, unter welche sich unwillkürlich die raubesten, wildesten Krieger gebeugt hatten. Auch König Karl beugte sich vor der edlen Tochter Wittekind's, seines Todfeindes.

„So magst du leben, Theobald“, sagte er. „Aber dein Priesterkleid ziehst du aus. Ich mag solche rebellische Priester nicht und gehst in die Verbannung.“

„Doch einen Weg der Rückkehr will ich dir zeigen.“

„Ich habe dich vorhin recht wohl verstanden. Du hast mir den Fehdehandschuh hingeworfen und gesagt: „Dein Weg, die Sachsen zu bekehren, ist nicht der rechte, sondern der meine.“

Ich werde auf meinem Wege beharren, aber, wenn du mir Wittekind, meinen ärgsten Widersacher, als bekehrten Christen bringst, getauft oder ungetauft, so will ich dich in Gnaden wieder aufnehmen und sprechen: „Du, Theobald, hast gesiegt.“

VII.

Suchende.

Theobald suchte Wittekind.

Nach jener aufregenden Szene, wo die Dankbarkeit der Sachsen und die stolzen Worte Edithas dem beleidigten Fürsten endlich mit Mühe das nackte Leben Theobalds abgerungen hatten und nun Karl sein letztes Urtheil sprach, verging fast jedem wieder durch diesen Spruch die kaum angefachte Hoffnung.

Was war denn jene Verbannung mit der unmöglichen Bedingung einer Bekehrung Wittekind's anders, als Tod? Mancher hätte sogar augenblicklichen Tod dem langen, aussichtslosen Elend vorgezogen, welchem der unglückliche Heidenbekehrer entgegenging.

Schon jener Moment, wo mit dem Priesterkleide seine Priesterwürde fiel, war über die Maßen erniedrigend. Nun noch hinausgestoßen zu werden aus der Heimat und dem väterlichen Herde, und ehrlos, freundlos, schutzlos in der öden Fremde zu wandern — wer mochte es aushalten? Für ein treues, anhängliches Gemüt wenigstens war solche Verbannung geradezu unerträglich. Ja, wenn noch irgend Hoffnung gewesen wäre! Aber durfte Theobald je hoffen, das einzige Mittel seiner Stellung in Anwendung zu bringen? Mutete einem nicht schon der Gedanke an die Möglichkeit wie Mord an? Würde nicht mancher, wenn ihm nur diese Wahl geblieben wäre, lieber direkt in das Wasser gesprungen sein, als jenem erschrecklichen Christenhasser, als Wittekind in das Gesicht zu sagen, er solle Christ werden?

Selbst die stolze, mutige Editha erbleichte, als sie diese

Zumutung Karls hörte und schüttelte verzweifelnd an der Zukunft ihres Wohlthäters ihr trauerndes Haupt, während zugleich der alte, eiserne Graf Heimo, der vor keiner Gefahr der Schlacht je gezagt hatte, vor Schrecken schier zusammenbrach.

Nur vielleicht zwei im Saale faßten die Sache nicht so mutlos auf, nämlich Karl der Große und Theobald selbst, sein kühner Zögling. Beide waren gewöhnt, das Leben gering zu schätzen, wo es galt etwas Großes auszuführen und jede Sache von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Überhaupt sah Theobald in dem Urtheilsprüche Karls keine solche Ungerechtigkeit, wie die anderen. Wenigstens Konsequenz fand er in demselben.

Nach seiner überschroffen, vernichtenden Rede dem Fürsten gegenüber verlangte die Königshere Karls eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite. Wenn er also auf Drängen seiner Freunde ihm die Hinrichtung erließ, mußte er wenigstens von ihm den Beweis der Wahrheit seiner Behauptung erwarten, daß man besser durch die Verkündigung des Evangeliums, als durch Krieg und Blutvergießen die Sachsen hätte bezwingen können.

Wenn nun Karl in seiner beleidigten Herrschertwürde den halstarrigsten aller Sachsen und Heiden, Wittekind, hervorruft, um an ihm das Exempel zu statuieren und Theobald seine Aufgabe noch dadurch zu erschweren trachtet, daß er ihn ohne Priestermantel, als armen Verbannten, bloß mit dem Wort Gottes bewaffnet zu ihm schickt — wer wollte es ihm wehren? Mußte nicht auch dadurch die Sieghaftigkeit des Gottes Wortes desto leuchtender hervortreten? Theobald wich und wankte darum keinen Schritt breit von der gebotenen Schwierigkeit und Gefahr. Im Gegenteile bligten seine Augen heller und kühner. Es war

ihm das herrlichste Ziel gesetzt, was er nur sich erträumen konnte. Ein besonders freudiger Eifer durchglühete ihn. Er mußte an das Wort des sterbenden Eustachius denken: „du bist noch zu Höherem aufbehalten“. Klang dasselbe nicht wie eine Weissagung auf das jetzt ihm vorliegende Werk?

„Im Namen Gottes“, hatte er mit begeistertem Ausdruck im Gesichte gerufen, „nehme ich den Zweikampf an, den du mir bietest, König Karl. Der Herr wird mit mir Schwachen sein und mir Sieg verleihen, damit du mit klaren Augen erkennest, daß die Predigt des Wortes Gottes mächtiger ist, als dein Schwert.“

Alle erstarrten über die Kühnheit des Mannes, aber Theobald legte sein Priestergewand und die Heiligtümer des Klosters zu Fulda König Karl zu Füßen und entwich nach kurzem Abschiede von seinem Vater und Brunos Familie als ein ausgestoßener Bettler in die Fremde.

Es waren seitdem über zwei Jahre vergangen und Theobald suchte noch immer nach Wittekind.

Zuerst hatte er ihn in Baiern bei Herzog Thassilo gesucht und dann bei Sigurd, dem Dänenkönige.

Dort in Dänemark aber hörte er von einer großen Niederlage der Sachsen in der dreitägigen Schlacht an der Hase, wo Wittekind zwar von Karl besiegt worden sei, aber nicht wie sonst geflohen wäre, sondern nach Rache heischend und die Sachsen von neuem aufwiegelnd im Lande weile.

Ja diese schreckliche Schlacht an der Hase! Sie war unstreitig die bedeutendste in allen diesen Kriegen gewesen.

Das Blutbad der 4500 Sachsen zu Werden an der Aller hatte, statt wie Karl gehofft hatte, den Mut des bedrängten Volkes zu brechen, dasselbe auf das äußerste gereizt. Es machte die höchsten Anstrengungen, um sich des

verhaßten Frankenjochs auf immer zu entledigen. Besser als sonst der Racheruf Wittelinds hatte die Nachricht dieser erschrecklichen Grausamkeit die schon des ewigen Kampfs müde werdende Menge wieder auf die Beine gebracht.

Und nun geschah ein dreitägiges wildes Ringen dieser beiden hervorragenden Völkerschaften. Deutsches Bruderblut floß in Strömen, bis endlich die höhere Kriegskunst und die Mehrzahl den Sieg errang.

Karl war nicht fröhlich über den Sieg.

Er hatte manchen Verlust zu beklagen. Wenn auch im ganzen mehr Sachsen gefallen waren, auch die Blüte seiner Mannschaft lag auf dem Schlachtfelde. Was hatte er aber nach fast zwölfjährigem Kriege erreicht? Es hatten fast unzählige Kämpfe stattgefunden und beinahe ebenso viel Siege waren zu verzeichnen. Doch das Sachsenvolk stand ihm noch ebenso freiheitsstrotzend und göhendienerisch gegenüber, wie am Anfang. Nur die Zahl der Bevölkerung selbst hatte sich auf eine erschreckliche Weise gelichtet. Der Wohlstand des Landes war zu Grunde gerichtet. Weite Strecken lagen unbebaut und wüste und Wald und Sumpf fingen wieder an, um sich zu greifen.

Selbst jetzt nach dem großartigen Siege, welchen er erfochten hatte, wußte er, sobald er dem Lande wieder den Rückenkehrte, würde der Aufstand von neuem losbrechen. Wittekind würde immer wieder neue Scharen in den Kampf führen. Neues Blut würde wieder vergossen werden. Und so würde es fortgehen, bis er die Kraft des Stammes vernichtet hätte und das Land zur Einöde geworden wäre.

Was sollte er aber thun?

Wie viel hunderte und tausende hatte er schon taufen lassen. Doch sobald wieder ein Aufstand sich entwickelte, ließen sie ihre christlichen Gebräuche wieder fallen und

kehrten zu ihren alten Göttern zurück. Während das Land wüste und leer wurde, blüheten die alten Götterhaine im frischen Grün und wurden nach wie vor den Göttern Menschenopfer gebracht.

Nur wenige Getreue hatten stets bei Karl und dem Christentum ausgehalten — darunter als der treuesten Einer, Bruno.

„Theobald!“ sagte Karl oft sinnend vor sich hin.

In seinen Gedanken beschäftigte er sich sichtlich mit ihm und dessen Worten, die ihn mehr ergriffen hatten, als er gestehen wollte.

Wahrscheinlich war derselbe dem Christenhaß Wittekind's zum Opfer gefallen. Wo sollte er sonst sein?

„Hast du noch nichts von deinem Theobald gehört?“ fragte Karl öfters Graf Heimo.

Derselbe aber schüttelte traurig sein graues Haupt, während Thränen über die gefurchten Wangen in den Bart hinabrammen.

Das Frühjahr 785 war angebrochen. Den vorangegangenen Winter konnte man einen der härtesten im Jahrhundert nennen. Wie alte Klosterchroniken melden, waren Bäche und Flüsse bis auf den Grund gefroren. Vögel fielen vor Kälte tot aus der Luft. Die mächtigsten Eichen zerbarsten im Frost und das Wild des Waldes drängte sich an die Wohnungen der Menschen, ob es dort eher Wärme und Nahrung finden möchte.

Selbst der warmen Frühlingssonne wollte es lange nicht gelingen, die gewaltigen Eis- und Winterriesen zu bewältigen. Noch Ende März zog Karl der Große mit Ross und Wagen über die fast undurchdringliche Eisdecke, die sich über die Weser gelegt hatte, da er in Paderborn einen Reichstag abzuhalten gedachte.

Mit ihm kam wieder sein ganzer Hof, Fastrade und die Mädchen, während sein Sohn Ludwig mit einem Heere im Sachsenlande umherzog, um die Aufständischen nieder zu halten und den heidnischen Greueln und Götzenverehrungen zu wehren.

Letzteres gelang ihm allerdings nur sehr wenig. Als Karl im neuerbauten Dome zu Baderborn das Osterfest feierlichst in christlicher Weise beging, mußte er mit eigenen Augen sehen, wie auf allen Sachsenbergen die Freudenfeuer dem Frühlingsgotte rauchten, als Siegesfeuer, weil endlich der schreckliche Winterriese, unter dessen Herrschaft man diesmal mehr als sonst geseufzt hatte, niedergeworfen war, und wieder Licht und Wärme in die Welt einzog; und mußte hören, wie auf unzugänglichen Plätzen die Jugend in Reigen und Tänzen spielte und gefärbte Eier wälzte auf dem grünenden Ager, um der lieblichen Göttin Ostera zu huldigen; und wie in den knospenden Götterhainen die Opfer der gefangenen Feinde rauchten, die man Wuotan, dem Schützer der Helden, zu Liebe verbrannte, um dessen Gunst zu gewinnen.

Man war waghalsiger als sonst. Man wußte, Wittekind weilte noch im Lande. Er eilte ruhelos von Hof zu Hof, hier die Betrübten tröstend, dort die Schwachen ermutigend, hier die Treuen preisend, dort die Abtrünnigen strafend und entging hundertfach den listigsten Nachstellungen seiner Feinde. Auf seinem windschnellen weißen Rosse, mit seinem schneeweiß gewordenen Haare und seinem wallenden Barte glich er mit seiner riesenhaften Gestalt im Kreise der wenigen Getreuen, worunter sich auch der wieder in Gnaden angenommene Kollo befand, dem grimmen Winterriesen selbst, der noch etliche grimme Thaten thun wollte, ehe er das Land verließ.

In der That war Wittekind durch die vielen Mißerfolge und Widerwärtigkeiten seines wilden Lebens blutgieriger, verbitterter und rachsüchtiger geworden, als er je gewesen war. Vor allen Dingen galt sein Haß seinem eigenen Schwiegersohne Bruno, dem er Verrat vorwarf und den er jetzt nicht bloß für die verlorene Schlacht bei Reisa an der Eder, sondern auch für die unglückliche Niederlage an der Hase verantwortlich machte. Wäre er, warf er ihm vor, mit seiner Macht und seinen Anhängern dabei gewesen, hätte sich leicht, was nun nicht geschah, die Wagschale des schwankenden Sieges auf Seiten der Sachsen neigen können.

Wer so sein Vaterland liebte und seinen alten Göttern anhing wie Wittekind, der war schier untröstlich über das stete Unglück seines Volkes und rechnete mit allen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Ein Übergang aber zum Feind oder zum Christentum erschien ihm als unverzeihliches Verbrechen und desto unverzeihlicher, je näher der Überläufer durch Familienbände mit ihm verbunden war. Trotz des Leides, welches er seiner eigenen geliebten Tochter und seinem Enkel damit anthat, hatte Wittekind Brunos Tod beschlossen.

Doch, wenn schon Wittekind's Haß gegen Bruno bis auf das äußerste ging, so war seine Erbitterung gegen Theobald doch noch stärker, den er für die Grundursache alles Verderbens hielt, da er den schwachen Bruno zum Christentum herübergezogen habe und von dem er unter grimmigem Lachen gehört hatte, er habe sich vor König Karl gerühmt, ihm Wittekind selbst zum Christen machen zu wollen durch seine bloße Rede.

Wenn Theobald eifrig nach Wittekind suchte, suchte Wittekind ebenso eifrig nach Theobald, und wenn irgendwo

der Eifer erkaltete, mußte Stollo durch Lügen und neue Anreizungen zu schüren.

Da jedoch der Zeitpunkt der Begegnung dieser Männer noch nicht gekommen schien, mußten ebenso wie Theobalds Befehrungsgedanken, auch Wittelinds Rachegeanken verschoben werden.

Dagegen war ja Bruno erreichbar.

Nach seiner und der Seinigen Taufe war er von Karl dem Großen mit Gnaden und Ehren überhäuft worden, zum höchsten Unbehagen Edithas. Denn durch die ihm geschenkte Macht und die ihm zugewandten reichen Einkünfte mußte es den Anschein gewinnen, als sei Bruno ein ganz gemeiner Überläufer, der um äußerer Vorteile willen seine eigene Freiheit und die Freiheit seiner Untergebenen verkauft habe. Und doch war Bruno einer der bravsten, ehrenwertesten und tüchtigsten Männer im ganzen Sachsenvolke. Das zeigte sich auch jetzt in dem weiten Landgebiete, welches Karl unter seine Botmäßigkeit gestellt hatte.

Dort entwickelte sich im Gegensatz zu der Öde und der hungernden Dürftigkeit der übrigen Teile Sachsens, welche durch die ewigen Kriege der schrecklichsten Verwilderung preisgegeben waren, ein wahrhaft blühender Wohlstand. Die Leute fühlten sich glücklich unter der umsichtigen, gerechten Leitung ihres geliebten Herrn. Ein Hauch des gedeihlichen Friedens lag über der reichen Landschaft, in welcher immer neue Gehöfte, aber auch neue Kirchlein emporstiegen. Eine ganze Menge kriegsmüder Buzügler kamen aus dem übrigen Sachsen, um sich hier in dem Friedensland anzusiedeln.

An einem der ersten warmen Frühlingstage, an welchem Scharen lustiger Böglein mit ihrem Gesang Strauch und

Feld zu beleben begannen und die Sonnenstrahlen mit höchster Emsigkeit an des Winters eisigen Banden zu lecken und zu lockern suchten, überschritt wieder ein Haufe Sachsen die Grenze zwischen dem freien Waldland und dem Gebiete Brunos. Doch glichen dieselben durchaus nicht friedlichen Ansiedlern, sondern eher einer Räuberbande, welche gleich hungrigen Wölfen auf Einbruch und Plünderung sinnt.

Sie waren bis auf wenige mit Schild, Speer und Schwert bewaffnet und sahen in ihren reckenhaften, sehnigen, hohen Gestalten mehr erprobten Kriegerern und Helden ähnlich, als landbauenden Leuten. Die Unbewaffneten aber trugen Bettlergewand, Kopf und Gestalt möglichst in elendes Pelzwerk verhüllend.

Einer der Bettler, der, als er sich erhob, alle in seiner Riesenhaftigkeit überragte, befahl mit einer Stimme, die an das Befehlen gewohnt erschien: „Während ich mit Stollo die Brunoburg aufsuche und auf Kunde aus-gehe, lagert ihr euch hier in der Nähe des Weges, welcher nach Baderborn führt und greifet ihn und fesselt ihn, wenn er vorüberkommen sollte, aber ohne ihm selbst etwas zuleide zu thun.

Der eine Moment des Ausstreckens und des Befehlens genügte, um Wittekind selbst in dem Bettler kenntlich zu machen, so gut derselbe sich auch sonst zu verhüllen verstand. An den Gehöften wenigstens, wo später die beiden Wanderer vorüberkamen, hätte niemand in dem tiefgebeugten, vor Alter schwankenden Manne, der sich nur an seinem Stabe weiter bewegen zu können schien, den ersten Helden seiner Zeit erkannt.

Das ungemein bewegte Leben, welches Wittekind schon seit Jahren führte, die tausenderlei Gefahren, in welche er sich fortwährend stürzte, hatten ihn gelehrt, mancherlei

Rollen zu spielen und durchzuführen, wenn auch andrerseits die angeborene List ihm sehr dabei zu Hilfe kam.

Wittelind durchschritt schweigend und nachdenklich die Landschaft.

Die wohlbebauten Äcker, die reichen Viehherden, die reinlichen, prächtigen Gehöfte, die Fröhlichkeit der rotwangigen, blühenden Kinder, die ruhige Behäbigkeit der Alten mußten ihm andere Bilder vor die Seele führen, die er kurz vorher geschaut hatte, als er eine Wanderung durch das Elend und den Hunger des übrigen Landes gemacht hatte. Der scharfschneidende Gegensatz mußte ihm furchtbar wehe thun und ihm unwillkürlich den Gedanken aufdrängen: Warum ist das übrige Sachsenland nicht in diesem gedeihlichen Zustande? Hatte nicht Bruno gut daran gethan, Frieden zu machen und stand gerechtfertigter da, als er? Womit wollte er es verantworten, daß er sein Volk in immer neue nutzlose Kriege verwickelte, die notwendig zuletzt zum völligen Untergang führen mußten? War das eine echte Liebe, welche aus Liebe tötete?

Freilich ließ Wittelind diese Gedanken, welche ihm nur so flüchtig durch die Seele hinschwirrten, nicht aufkommen.

„Nein!“ rief er. „Freiheit, Unabhängigkeit ist das höhere Gut. Lieber in den freien Wäldern mit den alten Göttern sterben, als ein üppiges Verräterleben führen.“

„Er muß sterben, der schmählische Verräter, schon deshalb, damit er nicht neue Verräter macht“, fügte er mit neuem Hasse gegen Bruno nach einiger Zeit hinzu. Allein das sonnbeglänzte, friedlich schöne Landschaftsbild, das er an diesem Morgen schaute, hat er doch nicht so bald vergessen können.

Die Brunoburg, an welche die Wanderer nach einiger Zeit gelangten, hatte sich während der vergangenen Jahre

sehr verändert und erweitert und verdiente jetzt in Wahrheit den Namen Burg. Wohl stand noch der altertümliche Turm auf der Spitze des Hügels, aber die anderen einfachen hölzernen Gebäude waren fast ganz verschwunden und hatten schloßartigen Bauten Platz gemacht, welche hohe Mauern und Türme umgaben.

Außer der Burg aber waren auf dem Hügel und an dem Fuße desselben Ansiedelungen entstanden, sodaß man bereits die Anfänge einer werdenden Stadt sehen konnte und unten im Grunde, wo das Bächlein rieselte und die Erlen und die Eichen rauschten, stand jetzt ein Kirchlein und rief mit hellem Glockentone die Umgegend zu Gesang und Gebet.

Die beiden Bettler hatten sich dort auf eine Bank gesetzt, milde Gaben von den Vorübergehenden fordernd und auf ihre Gespräche horchend. In die Burg wagten sie sich nicht, aus Furcht, erkannt zu werden.

Doch es war auch nicht nötig. Bruno und Editha kamen mit Gefolge zu ihnen herunter. Sie wollten in ihrer frommen Art gemeinschaftlich in der Kirche beten, daß Gott Schutz und Segen gewähre zu der Reise, welche Bruno auf den Reichstag in Paderborn zu machen gedachte.

Noch hatten sie nicht das Kirchlein erreicht, als von der anderen Seite ein in frischer Jugend und Schönheit blühender Jüngling herantrat, dem einige Knechte auf dem Fuße folgten, welche einen gewaltigen Bären daherschleppten.

Es war Albio, der ungemein stark und kräftig geworden war. Er überragte seinen Vater bereits um einige Zoll und versprach der Gestalt nach dem Großvater nachzuarten, während sein edles, schönes Gesicht ganz den ehrlichen, offenen Ausdruck seines Vaters zeigte.

In dem großväterlichen Herzen wallte Stolz und Freude auf und Witekind hätte sich fast verraten, als sein herrlicher Enkel dicht an ihm vorüberging. Aber die Worte desselben machten ihn wieder eiskalt. Denn Albio rief: „Siehst du Vater und Mutter, ich kann jetzt einen Bären allein erlegen. Ich brauche nicht mehr die Hilfe Theobalds.“

„Ach, wo nur Theobald sein mag? Ich meine, solche schöne Tage hätten wir nimmer wieder erlebt, als da er an unserer Herdfeuer saß. Er hatte auch vor, mich noch in manchem Wissen und Können zu unterrichten. Das schlummert nun alles.“

„Vater laß mich mit dir nach Baderborn ziehen. Ich möchte König Karl nochmals bitten, seine Verbannung aufzuheben.“

„So lange König Karl mit meinem Vater, deinem Großvater, im Kriege ist, gehst du nicht an seinen Hof, wenn dich auch das kriegerische Treiben dort noch so sehr anziehen mag“, sprach Editha hart. Ihre Erscheinung war fast noch schöner, wenigstens noch würdevoller, als früher.

Sie hatte die Worte an ihren Sohn in strengerem Tone gesprochen, da sie fürchtete, ihr gutmütiger Mann würde ihm seine Bitte gewähren. In milderer Weise fügte sie hinzu: „Dein Vater wird selbst ohne alles Gepränge auftreten und nur mit wenigen Begleitern reisen.“

Mitten in der Rede gab sie dem alten Bettler einige Münzen in die Hand, völlig ahnungslos, daß diese Hand sie oft lieblosend gehalten hatte, und daß sich dieselbe jetzt krummen wollte, um ihr das tiefste Weh zu bereiten und den geliebten Gatten zu erschlagen.

Aber auch das harte Herz Witekind's hatte empfindsame

Stellen. Er wußte kaum selbst, wie sehr er seine stolze Tochter liebte. Doch als sie so ehrerbietig ihn nannte und in den Vordergrund stellte und ihre Hand mitleidig seine Hand berührte, suchte eine Nührung durch seine Brust und sein schrecklicher Entschluß wollte ihm schier Leid thun. Allein jetzt forderte Editha ihren Sohn auf, mit in die Kirche zu gehen und für seinen Vater zu beten.

Siehe, da war alle Nührung verwischt und nur der fanatisch starre Heide übrig geblieben. Höhnisch grinsend sah er in die offene Kirche hinein, während Kollo nach seinen Ohren griff und ein häßliches Lachen ertönen ließ.

„Wollen wir uns das Lustspiel einmal ansehen, Kollo?“ fragte Wittekind. Sie setzten sich auf die hintersten Bänke des Kirchleins. Aber sie hielten nicht lange aus.

War es der Weihrauch, der sie betäubte? War es der nie gehörte Orgelklang, begleitet von süßen Kinderstimmen, der sie erschreckte? War es die Andacht, welche sich in den Gesichtern der Betenden aussprach, die sie ergriff? War es ein heiliger Schauer, der sie im Heiligtum des fremden Gottes erfaßte? Wer weiß es? Sie rannten fluchend hinaus dem Walde zu. Wittekind schwor: „Er muß doch sterben, trotz seines Gottes“.

VIII.

Auf dem Sockel der Irminsäule.

Die von Karl dem Großen bei Beginn der Sachsenkriege zerstörte sächsische Feste „Gresburg“, welche später von Karl gegen die Sachsen wieder aufgebaut wurde, lag wahrscheinlich bei „Stadtbergen“ an der Diemel. Nicht allzuweit davon, doch sicherlich viel näher an der Weser, stand in einem Götterhaine die berühmte „Irminsul“, das größte Heiligtum der Sachsen.

Auch diese heilige Säule hatte König Karl schon im ersten Feldzuge zerstören lassen, um den Sachsen in ihrem heidnischen Glauben vorläufig wenigstens den äußeren Halt und Mittelpunkt zu nehmen.

Aber wenn uns auch die damaligen Geschichtsschreiber sowohl von der Wichtigkeit dieses Nationalheiligtums und der Bedeutung, welche die Vernichtung desselben hatte, berichten, so sagen sie uns weder davon, wie dasselbe ausgesehen habe, noch woher sein Name stammte. Man muß sich darüber ungewissen Vermutungen hingeben.

Natürlich sind solche Herleitungen, als wenn die Säule zu Ehren des griechischen Gottes „Hermes“ oder zu Ehren des „Arminius“ (Hermann des Cheruskers) errichtet worden sei, sofort auszuschließen. Viel eher möglich wäre es, daß der älteste Schutzgott der Sachsen „Irmin“ geheißen habe, ein Name, der in den Namen „Irmingard“, „Irminolf“ „Irmintraut“ wiederklingt.

Wahrscheinlich aber hängt die „Irminsul“ mit der altgermanischen Vorstellung eines „Weltbaumes“ oder einer großen, allgemeinen, allestragenden Säule zusammen, sodaß

man sich dort in ihrer Nähe auch eine nähere, inniger Verbindung mit den einzelnen Gottheiten dachte.

Gewiß ist, daß auch nach ihrer Zerstörung stets noch die Sachsen dorthin wallfahrteten und alle größeren Verschwörungen gegen die Franken in nächtlicher Weile dort stattfanden und massenhafte Menschenopfer noch immer dort gebracht wurden.

Karl soll deswegen die Reste der Säule bei Corvey haben vergraben lassen, von wo sie in den Dom von Hildesheim gekommen wären.

Dort in den Hain, wo einst die Irminsäule stand, wurde auch Bruno geschleppt, der wirklich von Wittekind und seinen Genossen von dem ihm gelegten Hinterhalte aus nach Ermordung seiner Begleiter gefangen genommen worden war.

Es war Nacht, als die ganze Schar nach einem dreitägigen Ritte in dem Haine anlangte. Oben in den Wipfeln der alten Eichen rauschte unheimlich der Taubwind, als führe Wuotan mit seinem wilden Heere aus zum Kampfe gegen den Riesen des Christentums, der ihm sein altes Reich vernichten wollte, und unten wurde Waffengeklirr und dumpfe Männerrede laut. Sächsische Edelinges waren dort auf Wittekinds Ladung zusammengekommen, um im Freigericht bei Fackelschein einen der ihrigen zu richten, der unter der Anklage des Verrates stand.

Es wurde ein viereckiger Platz abgegangen, sechszehn Schuhe lang und sechszehn Schuhe breit und in die Mitte desselben wurde eine ellentiefe Grube gegraben, worin jeder der sechszehn Freirichter eine Hand voll Asche, eine Kohle und ein Stück Ziegelstein werfen mußten. Darnach nahm Wittekind als Oberrichter auf dem Königstuhle Platz und die übrigen Freirichter traten heran, während die anderen Edelinges den Umstand bildeten und bei Leib und

Leben dafür zu sorgen hatten, daß das Gericht nicht gestört werde, und während der Frohnbote den Angeklagten mit Namen nannte und die Anklagen aufzählte und den Richtern zurief, recht zu richten.

Wir haben hier sicherlich die ersten Anfänge der später weiter ausgebildeten und unter den Westfalen heimisch gewordenen Behmgerichte zu suchen, die dieselben mit der ihnen eigentümlichen Zähigkeit bis in unser Jahrhundert hinein festhielten. Wittekind aber benutzte diese Gerichte, um den immermehr unter seinem Volke sich zeigenden Verrat zu bestrafen und abzuschrecken, und wollte keineswegs seinen Schwiegersohn geschont haben, sondern glaubte, daß eine solche Verurteilung noch eine stärkere Wirkung übe, als die anderen.

Die heutige war eine der schrecklichsten Versammlungen, die je dort an der alten Heiden Säule ihr Gericht gehalten hatten. Sie war ohne Erbarmen und Mitleid, nur von fanatischem Haß erfüllt gegen alles Christentum und gegen alle Frankenfreunde. Bruno mußte jegliche Hoffnung schwinden lassen. Aber er zeigte sich voll Mut und Gottvertrauen und erzählte auf das Befragen des Gerichtes in seiner einfachen, schlichten Weise wahr, klar, wie alles gekommen, ohne etwas zu verheimlichen oder dazuzuthun.

Auf jeden unbefangenen Sinn mußte die Erzählung den Eindruck der Wahrheit machen und Bruno wenigstens als Landesverräter schuldlos erscheinen lassen, wenn er auch allerdings den alten Göttern gegenüber abtrünnig geworden war. Allein seine Richter hätte diese Aussage nimmer unstimmen können, wenn nicht Nollo, der als Zeuge vernommen wurde, in der Absicht, seinen Todfeind noch mehr hineinzubringen, bei seinem Zeugnis einiges erwähnt hätte, was Bruno wenigstens für den Augenblick rettete.

Stollo stellte nämlich Theobald als eine Art Zauberer dar, der jedermann für sich einnahm, daß er thun müsse, was der Franke wollte und gegen den alle Waffen nichts helfen würden. Man könne ihm einen Speer in den Leib stechen, dann sei es, als habe man in den Wind gestochen. Man dürfe ihm einen Pfeil in das Herz schießen, dann zittere derselbe an dem nächsten Baumstamme.

Darauf meinte einer der Richter, wenn Bruno unter der Verzauberung so gehandelt hätte, wie er gehandelt habe, sei er ja eigentlich schuldlos. Man müsse ihn zunächst entzaubern und dann nach seiner Meinung fragen und müsse auch des Zauberers vor allen Dingen habhaft zu werden suchen.

Diese Ansicht siegte bei den Richtern.

Wittekind schüttelte zwar ungläubig den Kopf, aber er wollte nicht strenger als die anderen Richter gegen seinen Schwiegersohn erscheinen.

So wurden denn Bruno zwei Tage Frist gegeben, in welchen er von den heidnischen Priestern entzaubert werden sollte und Frohnboten nach allen Winden gingen, um Theobald den Franken zu laden.

Es konnte wohl nichts zielloseres geben, als die Manipulationen der Heidenpriester, welche sie zur Entzauberung mit Bruno vornahmen oder die Eilschritte der Frohnboten in das Blaue hinein, aber Bruno faßte wieder neue Lebenshoffnung.

Warum sollte er nicht Hoffnung fassen mitten in der frohen Frühlingszeit. Die Eisriesen des Winters krümmten sich sterbend unter den heißen Sonnenstrahlen — warum konnte nicht einmal die Eiserstarrung Wittekind's und seiner Getreuen unter dem warmen Strahl der ewigen Gnade dahinschmelzen?

Fast überall war Eis und Schnee geschwunden. Nur die furchtbare Eisdecke über die Weser hielt noch. Mehr

als mannshoch stand das Wasser über derselben, ohne es brechen zu können. Die Wasserfluten der Nebenflüsse mußten erst brausend heranziehen und es von unten heben, wenn diese gewaltigen Massen bersten sollten.

Dieses geschah an dem zweiten Tage der Bruno gegebenen Frist, am spätem Nachmittag. Die folgende Nacht sollte die Verurteilung Brunos bringen.

Weit in das Land hinein hörte man das donnerähnliche Krachen des springenden Eises und die brausende Flut, die sich auf dasselbe stürzte.

Wittelkind war an das Ufer der Weser geeilt, allein von seinen Genossen, da diese lieber den eifrigen Bemühungen ihrer Priester zusahen. Er dagegen liebte solche gewaltige Naturschauspiele. Sie entsprachen seinem kühnen, großartigen Sinn.

Mitten aber in dem Gurgeln, Tosen und Wüten des Eises und der endlich wieder befreiten Wasser klang oft zartes Klingeleis, wie eine Holzharfe oder ein Geigenton und erinnerte Wittelkind plötzlich an die Orgeltöne in dem Kirchlein und das Singen der Kinderstimmen.

Diese Stimmen hatten ihn schon die ganzen Tage her verfolgt. Sie waren ihm mitten in jener Gerichtsnacht erschienen und hatten ihn genug geplagt. Er war froh, denselben einmal entgangen zu sein bei dem aufregenden Naturspiel vor seinen Augen und nun erschienen sie wieder. Heute Nacht sollte Bruno sterben. Er mußte an seinen herrlichen Enkel denken, an die warme Hand seiner Tochter, die ihm die Münze gab und für ihn gesprochen hatte und an die schlichten und doch so wahren Worte seines Schwiegerohnes, die ihm die lichte Gestalt Theobalds und des mächtigen Frankenkönigs vor die Seele zauberte.

War dieser Eisbruch nicht wie der Bruch seiner Götter-



welt, an deren Macht er längst zweifelte? War sein Be-
ginnen nicht so thöricht, wie wenn er allein sich diesen
wälzenden schrecklichen Massen gegenüber stellen wollte?
Dazwischen tönte so lockend, so verheißend, so herzgewinnend
jene Melodie aus dem Kirchlein und schauten die an-
dächtigen Gesichter der Betenden — „Giebt es dennoch
einen Christengott?“ schrie er laut hinein in das Toben
der Wasser.

Doch was sieht er dort oben? Zwei Männer, die am
jenseitigen Ufer stehen und gern über den Fluß möchten.
„Die haben es ja eilig“, sagte er. „Aber sie werden den
Übergang bleiben lassen. Das wäre Selbstmord. Einen
so übermäßig kühnen Menschen giebt es nicht in der Welt,
der solches wagte. Und doch wahrhaftig der eine versucht
es. Der andere schaudert zurück.“

Atemlos vor Spannung schaute Wittekind dem Beginnen
des Mannes zu. Diese rasende Tollkühnheit, sich über einen
eistreibenden Fluß zu wagen, hatte er noch nicht gesehen,
aber sie imponierte ihm.

Der Wagende hatte mit sicherem schnellem Blick erkannt,
daß infolge einer Biegung, welche die Weser hier machte,
das Eis von dem diesseitigen Ufer durch die Strömung
an das jenseitige Ufer getrieben wurde und war auf eine
mächtige Eisscholle gesprungen, welche ihn trug und als
diese zerschellte, hatte er noch rechtzeitig eine andere Eis-
scholle erreicht, die ihn glücklich in die Nähe des anderen
Ufers brachte, wo er von Scholle zu Scholle springend wie
ein Wunder das Land in der Nähe Wittekind's erreichte.

Dieser ging auf den Gelandeten zu, aber er fuhr be-
stürzt zurück, als er ihn näher ansah.

„Bist du nicht Theobald, der Franke?“

„Ja.“

„Aber warum wagst du diesen lebensgefährlichen Übergang?“

„Um mich für Herzog Bruno töten zu lassen!“

Wittekind und Theobald gingen darauf stumm zusammen nach dem verhängnisvollen Götterhain. Wittekind hatte nichts auf die Antwort Theobalds, daß er für Bruno sterben wolle, erwidert. Er sprach auch auf dem Wege nichts. Dagegen sah er oftmals den mit ruhig festen Schritten dahinschreitenden Priester wie ein unfaßbares Rätsel an. Man konnte indessen kaum unterscheiden, ob ihn mehr Bewunderung oder mehr Haß erfüllte.

Theobald hatte durch sein erstes kühnes Auftreten schon einen unauslöschlichen Eindruck auf den gewaltigen Sachsenführer gemacht; sein letztes Wagemuth wirkte wahrhaft überwältigend auf denselben. Ein zaghafter, ängstlicher Mensch hätte nur Wittekind's Verachtung herausgefordert. Er hätte ihn zertreten, wie man einen Wurm zertritt. Allein bei der totesberachtenden Entschlossenheit und Entschiedenheit des jungen Mannes wurde eine verwandte Saite in seiner mutigen Brust angeschlagen, die laut zu des Priesters Gunsten klang.

Andererseits freilich haßte er ihn, weil er unwillkürlich fühlte, daß hier eine Kraft und eine sittliche Größe sei, welcher er sich beugen mußte. Dieser Haß aber stieg in das Grenzenlose, weil der Mann vor dem König Karl und seinen Großen erklärt hatte, er wolle durch das Wort seines Gottes ihn zum Christen machen. War er denn ein Hund, der sich dem Worte des übermütigen Franken fügen mußte?

Er war deswegen fest entschlossen und schwur es sich im Innern zu, dem Verlangen des Priesters nachzugeben und ihn statt Brunos auf dem alten Götteraltar zum Opfer zu schlachten.

In den Widerstreit dieser mächtigen Gefühle mochte er nicht sprechen und doch brannten ihm einige Fragen auf der Zunge, welche er gerne gelöst gehabt hätte. Er hätte gerne gewußt, was dem Priester jene ungemeine Kühnheit und Verachtung jeglicher Gefahr eingab, ob der angeborene kühne Sinn desselben oder sein Christenglaube. Dann hätte er gerne eine Erklärung darüber gehabt, warum Theobald freiwillig in den Tod für Bruno gehen wollte. Zuletzt aber hätte er gar zu gerne erfahren, welches Wort des Christengottes ihn selbst zum Christen machen sollte.

Doch fühlte er, daß er kein Recht habe, diesen Mann, den er im Herzen achtete und doch töten wollte, mit diesen Fragen zu belästigen. Auch fürchtete er sich, wenn er es auch sich selbst nicht gestehen wollte, vor dem Einfluß dieses Mannes und vor der Zaubermacht des Wortes seines Gottes.

Er drängte darum die ihm aufsteigende Frage immer wieder mit Gewalt zurück. Theobald aber sprach nichts, weil er den inneren Kampf Wittekinds sah und denselben im richtigen Gefühle nicht stören wollte.

So schritten beide wortlos durch den immer mehr dunkelnden Wald.

Plötzlich wurden ihre Schritte durch vor ihnen durchströmende Wasser gehemmt, allein auch hinter ihnen kamen Wasserfluten her.

Was war das?

Die Weser oder die Diemel mußte aus ihren Ufern ausgetreten sein. Vielleicht hatten sich die gewaltigen Eismassen gestauet und das nachdrängende Wasser mußte sich ringsum über die Ebene ergießen.

Die Wasser wurden immer stärker und es war ein Glück, daß bereits die Wanderer in die Nähe des Götter-

haines gelangt waren. Sie vermochten ihn noch zu erreichen und sich auf den hochgelegenen, breiten Sockel der alten Göttersäule zu schwingen. Dort waren sie wenigstens vor den Fluten sicher.

Freilich außer der bloßen Sicherheit bot der glatte Stein nichts und wäre doch noch manches andere erwünscht gewesen, zumal eine außerordentlich ungemüßliche Nacht begann. Es regnete, und dabei begann ein Südsturm zu blasen, der bald hier einen Ast herunterriß, dort einen Baumstamm knickte. In den Zwischenzeiten, wenn der Sturm ein wenig nachließ, hörte man dagegen die ferne Weser donnern und brausen und unten an dem Sockel die plätschernden Wasser, die immer höher emporstiegen.

Es war ein seltsam graufiges Zusammensein auf dem schmalen Götterstein zwischen dem Christenpriester und dem wilden Heidenhäuptling in der Einsamkeit jener schrecklichen Sturmnacht. Die Heidenpriester und die Richter und die übrigen sächsischen Edelinges schienen samt Bruno noch rechtzeitig entflohen zu sein. Es war nichts von ihnen zu sehen und zu hören. Doch Wittekind hatte sichtlich Gefallen an dem Grauen jener Stunden. Wenigstens löste er sein bisheriges Schweigen.

„He“, sagte er, „das ist eine Nacht, um ernste Fragen mit dir zu erörtern, Frankenpriester. Wenn dich die Furcht nicht allzusehr fesselt in unserem ehrwürdigen Götterhain und auf dem Sockel der „Irminsul“, dann sollst du mir einmal von deinem Gotte sprechen.“

Er selbst fühlte sich sicher hier in der Nähe seiner eigenen Götter.

„Vor König Karl konntest du prahlen, du wolltest mich mit einem Worte deines Gottes von einem Heiden zu einem Christen machen, — du erstaunest, daß ich es

weiß? Ich weiß das meiste, was am Hofe meines großen Gegners vorgeht. Ich müßte ein schlechter Feldherr sein, wenn ich es nicht wüßte."

"Siehe, jetzt hast du mich", fuhr er nach dieser Einschaltung in seiner Rede fort. Ich stelle mich dir zur Verfügung. Nenne das Wort, welches du weißt und mache mich zum Christen, wenn ich dich nicht für einen eitlen Prahlhans halten soll."

Theobald fühlte sich in der größten Verlegenheit. Es war ein hinterlistiger Angriff, welchen der in allen Kriegslisten geübte Sachsenführer auf ihn machte und eine merkwürdige Zumutung, welche ihm gestellt wurde, hier auf dem flutenumrauschten Sodel der „Irminsul“ den hartnäckigsten Menschen der Welt, den vielleicht fünfzig verlorene Schlachten und das Unglück eines ganzen Volkes nicht weich gemacht hatte, durch ein einziges Schriftwort zu bezwingen. Er vermochte mit dem besten Willen keine Möglichkeit des Erfolges zu sehen. Eher war es ja möglich, jetzt noch durch die wogende Weser zu schwimmen, oder einen dieser knorrigen Eichbäume, an denen sich der Sturm umsonst abmüdete, mit einem Arthiebe zu fällen, als in dieser Weise auf Wittekind einzutwirken. Und doch wollte sich Theobald nicht zurückziehen. Jetzt war ja die Stunde der Entscheidung gekommen, nach welcher er sich jahrelang gesehnt hatte, jetzt sollte sich die Siegeskraft des Gotteswortes bewähren. Durfte er es in Mißkredit bringen, ohne es erprobt zu haben?"

Er wagte in Gottes Namen das Unmögliche.

Nach kurzem Schweigen antwortete er: „Mein dem König Karl gegenüber ausgesprochener Entschluß war allerdings nicht ganz so zu verstehen, wie er dir berichtet worden ist. Denn nach unserem Sprachgebrauch nennen

wir das ganze Buch, worin die Offenbarungen unseres Gottes stehen, „Wort Gottes“ und ich dachte, wenn der darin waltende Geist dich erfassen würde, müßtest du nicht der bedeutende Mann sein, für welchen ich dich halte, wenn du dich nicht von ganzem Herzen entschließen würdest, dem armen Heidentum abzuschwören und dich der Herrlichkeit und Großartigkeit des Christentums zuzuwenden. Aber weil du es verlangst, will ich dir nur ein einziges kleines Wort aus dieser Schrift sagen, was dich befehren muß. Dieses heißt: „Gott ist die Liebe“.

„Das ist alles, was du weißt?“ fragte höhnisch Wittelind. „Mit diesen unverständlichen Worten, mit welchen du kein Kind zurechtweisen kannst, willst du den gewaltigen Wittelind, vor dem der große Frankenkönig zittert, überwältigen?“

Er lachte, daß sein Lachen den Sturm und das Wasserbrausen übertönte, aber auf einmal erschrak er über sein eigenes Lachen. Es war ihm, als hätte es aus den Wassern und den Lüften ihm entgegengelacht. Dabei merkte er, so dunkel es geworden war, den feierlichen Ernst seines Genossen auf dem einsamen Sockel.

„Enthält das Wort vielleicht einen geheimen Zauber?“ fragte er etwas ängstlich geworden. „Wie heißt es? Ich habe es vergessen.“

Theobald erwiderte: „Gott ist die Liebe“ heißt es. Ein Zauber in deinem Sinne liegt nicht darin und doch, wenn du willst, ein Zauber, den ich dir eben klar machen will.“

„Dazu sage mir, Wittelind, hast du nicht selbst in deinen glücklichen Tagen stets eine gewisse Ode und Leere in deinem Herzen verspürt, als wenn dir etwas fehle und selbst, wenn du alles hättest, daß dir dann erst die Hauptsache fehle? Diese Sehnsucht deines Herzens aber nach

einem Unnennbaren ist sie nicht in den Zeiten des Unglücks und Mißerfolgs aller deiner Bemühungen zu einem heißen Verlangen geworden? Du hast mit allem Fleiße nach deinen Göttern gerufen und ihnen Opfer auf Opfer gebracht, aber vergeblich. Sie blieben kalt und tot. Sie hatten kein Gefühl. Ihnen war deine innere Qual und Unruhe gleichgiltig."

"Siehe, aber unser Gott hat Gefühl. Er höret selbst das Seufzen der unvernünftigen Kreatur und das Schreien der Unmündigen ist ihm offenbar. Um wieviel mehr horcht er auf das Gebet der Seinigen und stillt ihre Sorge und ihren Schmerz."

"Denn unser Gott ist die Liebe."

"Wenn du noch mehr von mir oder deinem Gott weißt, Franke, so sage es!" suchte Wittekind in leichtem Tone zu erwidern, allein er atmete schwer. Schon diese ersten Worte Theobalds hatten ihn betroffen gemacht.

"Ich weiß", fuhr Theobald fort, "daß dein Herz noch nie so zerrissen war, wie eben jetzt, und daß du noch nie so haltlos im Leben warest, obgleich du dich stark stellst. Denn du weißt nicht, ob du recht gethan hast, dein Volk in solche endlose Kämpfe zu verwickeln. Das bleichende Gebein deiner einstigen Helden, der hohläugige Jammer deines verhungerten, vergehenden Volkes klagt dich an. Du hast Stunden, wo dich die furchtbarste Reue erfaßt, wo du dich selbst verurtheilst und verdammest. Du fühlst, daß du einen Freund, einen Tröster, einen Helfer nötig hast. Doch du darfst dich niemand anvertrauen. Zu deinen Göttern aber hast du selbst kein Vertrauen. Du lächst ihrer; denn du weißt, daß du selbst mehr bist, als deine Götter. Denn du hast Liebe in deiner Brust, heiße Liebe zu deinem Volke. Um deines Volkes willen würdest

du dein Herzblut vergießen. Um deines Volkes willen jammert deine Seele. Aber deine Götter sind eitle Selbstfüchtlinge, hohl durch und durch. Du selbst hast ihnen schon geflucht und dich mit Verachtung von ihnen gewandt. Aber siehe, in unserem Gott hättest du einen Helfer, einen Tröster, einen Freund in der Not deines Lebens."

"Denn unser Gott ist die Liebe."

In Wittelinds Wesen war selbst, trotz der Dunkelheit, eine furchtbare Aufregung erkennbar.

"Bist du selbst etwa ein Gott? — sprich! Da du alles weißt", sagte er mit bebenden Lippen. "Wie vermagst du mein Herz zu lesen gleich einem Runenstab, Mensch?"

"Ich bin kein Gott, aber das, was ich dir sage, ist aus Gottes heiligem Wort. Dort steht geschrieben von der Menschen Herzens Not und tiefstem Jammer, zuerst, wie dieselben entstanden sind in der Sünde, dann, wie sie auf dem Menschen gelegen haben gleich einem Alp, dann aber, wie Gott um diese schlimmste Wunde zu heilen, seinen eingeborenen Sohn zu uns Menschen herabgesandt hat, daß er Mensch geworden ist gleich wie wir und daß er um unserer Sünden willen gestorben ist an dem Kreuze."

"Denn unser Gott ist die Liebe."

"Schweig mir still von deinem Gott und seinem Wort", schrie Wittelind. Eine innere Angst vor der wunderbaren Kraft des Gotteswortes verzehrte ihn, während seine Mienen etwas drohendes, feindseliges annahmen. Er glich einer Festung, die ihre innere Schwäche und Haltlosigkeit fühlt und sich zur Übergabe neigt, welche aber nach außen hin, um dem Belagerer gegenüber den Schein der Unüberwindlichkeit zu erwecken, die herausforderndste Stellung annimmt.

"Ich will nichts mehr hören von deinem Gott", fuhr er gemäßigter fort. "Sage mir lieber davon, Franke, was

dich über die eistreibende Weser getrieben hat, um für meinen Schwiegersohn freiwillig zu sterben. Ich kann ja wohl begreifen, wie ein Knecht für den Herrn, oder wie ein Landsmann und Kampfgenosse für den anderen in den Tod geht. Aber du bist Brunos Knecht nicht, du bist Franke und er Sachse, und wie ein Franke für den Sachsen sich opfern will, das ist mir unerklärlich.“

„Das hängt aber wieder mit meinem Gott zusammen“, erwiderte Theobald. „Du weißt, daß er die Liebe ist und so ist auch der Geist der Liebe in das Christentum übergegangen und giebt ihm sein eigentliches Leben und seine Kraft. Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist die Liebe seines Vaters in Menschengestalt. Aus Liebe für die Menschen ward er geboren, aus Liebe ist er gestorben. Liebe war seine Lehre, Liebe sein Thun und Liebe sein Gebot. So müssen alle, welche der Geist des Christentums erfaßt hat, auch von Liebe erfüllt sein. Diese Liebe aber fragt nicht: bist du ein Knecht oder Freier? bist du ein Franke oder Sachse? bist du ein Heide oder Christ? sondern fragt, bist du ein Geschöpf unseres großen Gottes und bist du in Not, und ist es so, dann sind wir zur Hilfe verpflichtet.“

„Wenn einer ins Wasser fällt und Gefahr ist, daß er ertrinkt, frage ich nicht: „Wer bist du?“ sondern springe ihm nach und rette ihn. Wenn ich nun gar durch euren Frohnboten erfahre, daß Bruno, mein edler Freund und christlicher Bruder, in Lebensgefahr schwebt und es möglich ist, denselben durch meinen Tod zu retten, so werde ich doch wohl keinen Augenblick zaudern.“

Willekind blickte staunend zu dem Manne hinüber, der solche hohe Opferthat für etwas einfach selbstverständliches hielt.

„So wärest du auch für mich gestorben?“ fragte Willekind, ihn versuchend. „Gewiß!“ antwortete Theobald mit

überzeugendem Tone. „Um deinetwillen, um dir den Frieden des Christentums zu bringen, wandere ich jetzt schon zwei Jahre in der Irre umher und habe um deinetwillen Frost und Hitze, Hunger und Durst, Gefahren und Drangsale genug ausgestanden, würde aber augenblicklich gerne für dich sterben, wenn ich dich damit aus der Nacht des Heidentums zum Lichte des Christentums bringen könnte.“

Das steinerne Herz Wittekinds wollte zum erstenmale weich werden. Er blieb lange stumm. Plötzlich sagte er: „Ich möchte wissen, woher du deinen Mut nimmst. Du bist doch auch nur ein Mensch und hast doch auch nur ein Leben zu verlieren, aber du spielst mit demselben, als wenn es ein Nichts wäre. Dazu kommt deine unbegreifliche Ruhe.“

„Wie kannst du hier nur ruhig bleiben? Hörst du nicht den entsetzlichen Sturm durch den Wald hinrasen, der die ältesten Eichen wie Stecken zerbricht? Gurgelt nicht unter deinen Füßen die Flut, welche immerzu steigt und bald unseren Rettungsplatz erstiegen haben wird? Befindest du dich dabei nicht in dunkler, furchtbarer Nacht in unserem alten Götterhaine auf dem Sockel unseres alten, heiligen Götterbildes? Empfindest du kein Grausen, wenn du an die Götter denkst, die du ewig bekämpft hast? Stehe ich nicht neben dir auf engem Stein, Wittekind, dein grimmigster Feind, der deinen Tod geschworen hat, Wittekind, vor dem alle Franken fliehen und ihn meiden wie das Feuer? Wie kannst du in solcher Lage ruhig bleiben?“

„Mein Geheimnis liegt einfach darin“, antwortete Theobald, „daß ich den Tod nicht fürchte, sondern eher ersehne. Nach dem Tode gehe ich ein zur ewigen Liebe, zu meinem Gott und meinem Heiland, zu einem höheren Sein, zu einem seligen Leben. Ihr Heiden habt ja auch eine Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, aber euer Jenseits ist nur ein armer Schatten des diesseitigen Lebens.“

Aber während euch das diesseitige Leben die Hauptsache ist, beginnt für uns Christen erst in dem Himmel nach dem Tode das rechte Leben. Das hiesige Leben ist nur Schatten, Schein, Vorbild, das einstige dagegen giebt Licht, Wesen und Erfüllung.

Warum soll ich nicht dorthin streben? Und wie kann ich mich sonst noch fürchten, da ich mich in der Hand Gottes, meines Vaters, in dem Schutze der ewigen Liebe weiß?

Soll ich den Sturm und das Wasser fürchten? Das sind doch nur Diener meines Gottes, die er jeden Augenblick zurückerufen kann. Soll ich deine Götter scheuen, an deren Macht ich nicht glaube? Sind sie denn etwas anderes, als bloße Einbildungen — Namen, Worte, Sagen — Naturkräfte, über die ja der Mensch selbst als Herr gesetzt ist? Kann ich vor diesen toten Nullen mich beugen, da ich den einzigen, wahren, lebendigen Gott besitze?

„Und was bist du denn mit all deinem Ruhm und deiner Macht, doch auch nur ein Geschöpf meines Gottes?“

„So?“ rief Wittekind. Durch das Schmähen seiner Götter und die Nichtachtung seiner Person reckte sich noch einmal sein alter Trotz in die Höhe. „Dann will ich sehen, wer stärker ist, ich Wittekind und die Sachsengötter, oder du und dein Christengott, und warf mit gewaltigem Stoß unvermutet den Frankenpriester von dem Sockel hinunter in die aufspritzende nächtliche Flut.“

Eine Zeit lang stand Wittekind noch da in seiner trozigen, herausfordernden Stellung, gleich einem riesenhaften, zu Stein gewordenen Standbilde, dann aber ergriff ihn ein plötzliches Grausen über seine heimtückische That.

In seinen Ohren und in seinem Herzen klangen die wunderbaren Worte des Priesters, die einen überaus mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und die er nicht in das Wasser zu werfen vermochte.

Einen fast wahnsinnigen Schmerz empfand er um den Mann, welcher ihn geliebt und in seiner Seele gelesen hatte wie in einem Buch, und zugleich eine unnennbare Angst vor dem unsichtbaren, unbekanntem Gott.

Die alten Eichen des Götterhaines konnten nach einiger Zeit den merkwürdigen Anblick genießen, daß der wildeste Heide jener Wälder gleich den Vetern in dem Kirchlein auf die Kniee sank und zwischen dem Rauschen der Wasser und dem Heulen des Sturmes zum Himmel emporschrte: „Christengott, Christengott, wenn du ihn rettetest, will ich an dich glauben“.

IX.

Die Eisenschmelze.

Die Wasser, welche rasch gekommen waren, verliefen sich wieder ebenso rasch. Allerdings vorher hatten sie eine solche Höhe erreicht, daß Wittekind kaum noch auf seinem erhöhten Standorte sich hatte halten können, da seine Kniee von der Flut umspielt wurden und ihm bereits die Sicherheit des Stehens zu fehlen begann. Es waren bange Minuten einer wirren Todesangst für ihn. Noch eine Hand breit durfte das Wasser steigen, dann wurde er un- widerstehlich von dem glatten Sockel, der nirgends einen Haltepunkt gewährte, hinabgeschwemmt. Aber jetzt fing die Überschwemmung an nachzulassen.

Wie sich später herausstellte, hatte eine Stauung des übermäßig dicken Eises weiter unten an der Weser stattgefunden und den Flußlauf gehemmt, bis die herandrängende ungeheure Wogenmasse zu einer Höhe und Gewalt gekommen

war, daß selbst die undurchdringlich scheinende Eismwand donnernd zusammenbrach und dem Wasser wieder freien Lauf gestattete.

Als der Tag anbrach, war der Wald soweit wieder frei von der Überschwemmung, wenn auch noch genug sumpfige Stellen und Wassertümpel übrig blieben, um die Passage zu erschweren. Wittelkind aber konnte halb starr vor Kälte und Nässe seinen ungemütlich gewordenen Stettungsort verlassen.

Nachdem er durch Reiben und Auftreten ein wenig seine Glieder wieder beweglich gemacht hatte, begann er seine nächste Umgebung in Gebüsch und Wald abzusuchen, ob er vielleicht Theobald in irgend welcher hilflosen Lage oder dessen Leiche dort entdecken würde, aber vergebens.

„Die Wasser haben ihn mitgenommen“, murmelte er.

Der Schweiß stand auf seiner Stirne vor innerer Aufregung und äußerer Hast. Er konnte lange an nichts anderes denken, als an den Gemordeten, bis ihm sein treues Pferd einfiel, dessen Notschrei er mitten im Sturmgeheul und Wasserrauschen glaubte gehört zu haben.

Damals als er seinen Gang nach der Weser machte, um den Eisgang anzusehen, hatte er es ein wenig abseits von dem Götterhain auf einem alten Grabhügel an eine schlanke Esche angebunden und wenn die anderen, als sie vor der Flut aus dem Haine flüchteten, es nicht mitgenommen hatten, war es durch die Wasser jedenfalls in große Nothen geraten, wenn es nicht gar ungerathen war.

Auch diesen, seinen treuen Gefährten in mancher Schlacht und mancher Gefahr, fand Wittelkind nicht, obwohl er jedenfalls noch während der Überschwemmung dagewesen sein mußte, da an der Rinde der Esche sich Spuren zeigten, wie heftig das geängstete Tier an seinen Bänden gezerrt hatte.

Im höchsten Maße unvorsich über diesen unschätzbaren

Verlust, der ihm fast so nahe ging wie der Tod des Priesters, nahm Wittekind seinen Weg nach den nur in geringer Entfernung liegenden Gebirgshöhen, nach welchen sich auch die Richter, die Priester samt dem in Gefangenschaft schmachtenden Bruno zurückgezogen haben mußten, da die heranwälzende Flut sie bedrohte. Wirklich traf der dort mit allen Wegen und Häusern bekannte Sachsenführer nach nicht allzulangem Suchen sie sämtlich versammelt in dem Gehöfte eines hervorragenden Edelings im Gebirge mit Namen „Richard“.

Doch ein seltsamer Empfang wurde ihm dort zu teil. Er begegnete weniger frohen, als erstaunten Gesichtern, so daß er betroffen um Aufklärung über diese allseitige Verwunderung bat und nun erfuhr, daß der Sohn des Hauses vor einigen Stunden von der Jagd heimgekehrt wäre und den schon um die Rettung ihres Führers bangenden Genossen erzählt habe, er hätte Wittekind weit oben im Gebirge auf seinem weißen Rosse in einiger Entfernung von sich vorüberreiten sehen.

„Mich im Gebirge oben vorüberreiten sehen?“ fragte in großer Aufregung Wittekind.

„Ich komme eben zu Fuß von der Irminsäule, auf deren Sockel ich stehend die ganze Nacht, umbraust von der überschwemmenden Weser, zugebracht habe. Mein Pferd habe ich umsonst gesucht.“

„Dann ist es ein anderer gewesen! Merkwürdig! Wer es gewesen sein mag?“ so verlautete es hier und da in der unruhig werdenden Gesellschaft. „Dein Sohn hat sich jedenfalls getäuscht“, wandte man sich einstimmig an den Edeling.

„Freilich ist es ein anderer gewesen“, murmelte Wittekind, aber sein Gesicht ward so bleich, als hätte er plötzlich einen Geist geschaut.

Er setzte sich rasch hin, als könnten ihn seine Beine nicht mehr tragen und stützte wie ermüdet sein sinnendes Haupt in seine Hände.

Der Hauswirt ließ eifrig Essen und Trinken für den hochgeehrten Gast aufstischen, in der Meinung, daß demselben infolge der überstandenen Gefahren und Strapazen Übermüdung und Schwäche angekommen sei.

Aber Wittelind schob beides zurück und sagte: „Schicke mir deinen Sohn her! Ich möchte ihm einige Fragen stellen.“

„Der ist sogleich wieder fortgeritten, um den Mann auf deinem weißen Rosse, den er für dich hielt, aufzusuchen und ihm zu sagen, daß wir hier versammelt sind.“

„Gut!“ sagte Wittelind und versiel wieder in sein altes Sinnen.

Als darauf einige der Älteren, die dem gewaltigen Herzog näher standen, sich bei ihm erkundigen wollten, ob er vielleicht eine üble Nachricht betreffs der Franken erhalten habe, fuhr er wie aus einem Traume auf und sagte: „Nein“.

Doch aß er jetzt einige Bissen und trank hastig einige Becher Met.

„Sollen wir jetzt die Verhandlung mit Bruno, deinem Schwiegersohne, aufnehmen“, fragten die übereifrigen Priester, den bleichen Mann vorführend.

Siehe da erhob sich Wittelind in seiner ganzen Größe und seinem wildesten Zorne, daß alle zitterten. „Lasset den Mann los!“ donnerte er. „Er wird nicht getötet, oder ihr müßtet mich auch töten. Denn ich werde selbst ein Christ werden.“

Während die anderen erbleichten — sie hielten Wittelind für wahnsinnig — leuchtete Brunos Auge auf, nicht sowohl über seine eigene Rettung, sondern noch vielmehr über die Kunde, daß sein Schwiegervater auch Christ werden wollte.

O, der arme Bruno hatte viel erduldet. Er hatte nach einer wilden Aufregung über die empörende Behandlung, welche ihm von seinem eigenen Schwiegervater widerfahren war, den er wirklich, was er nie in seiner arglosen Weise hatte zugeben wollen, mit Kollo, dem Mörder und Brandstifter, im Bunde und Einverständnisse sah, allmählich eine ergebungsvolle Ruhe gefunden. Der sonst so rasche feurige Mann folgte geduldig wie ein Opferlamm den fanatischen Priestern, nichts hoffend, aber auch nichts fürchtend, sondern alles dem Himmelkönig in die Hände gebend. Er hatte nach seiner ersten Verteidigung nur noch wenig gesprochen. Für die Außenwelt schien er abgestorben zu sein. Allein jetzt merkte man, daß noch Leben in ihm war.

Wie freudig sprang er vor, mit welcher Entzückung rief er: „Dank sei dir Himmelsgott, daß du seine Seele erleuchtet hast!“

Wittelind aber löste mit eigener Hand seine Bande und umarmte und küßete ihn und bat ihn um Verzeihung.

„Du bist unschuldig, Bruno“, sagte er. „Ich habe ihn kennen gelernt, der dich besiegt hat. Ich habe mit ihm die Nacht auf dem Sockel der Irminsäule gestanden. Er hat auch mich besiegt. Er hat mir bewiesen, daß unsere alten Götter nur ein Wahn sind, ein leeres Nichts, vor dem wir uns wie Thoren beugten, daß euer Gott dagegen die lebendige Liebe sei. Nun habe ich denn gefunden, daß euer Gott auch allein nur die Macht hat. Denn ich habe ihn geprüft. Der dort auf meinem Schimmel reitet, ist Theobald, der Priester, den der Christengott gerettet hat.“

Wittelind war in das Erzählen hineingekommen und erzählte vor der halb bestürzten, halb erschütterten Zuhörerschaft nun alles vollständig vor dem Augenblick an, wo Theobald über die Eisschollen herüberkam, um für Bruno zu sterben, bis er ihn in die Fluten hinabgestoßen, um zu

sehen, ob sein Gott ihm helfe und bis zu seiner Vermutung, daß der von ihm in die Wellen gestürzte Priester sich auf seinem eigenen Kofse gerettet habe, dabei alle seine reinigen Gefühle und Gedanken. Es mußte vom Herzen herunter, was wie eine Last auf demselben lag.

Während Wittelind auf diese anschauliche Weise die mächtigen Eindrücke schilderte, welche Theobald sowohl durch seine Worte, als durch seine Kühnheit auf ihn gemacht hatte und darüber seine Umgebung fast vergaß, hatte sich der Saal allmählich bis auf wenige geleert.

„Wohin sind die anderen?“ schrie Wittelind auf, als er es merkte. Ein fürchtbarer Verdacht erfaßte ihn. Er packte Wichard, den Besitzer des Hofes, an den Schultern, daß er denselben mit seinen riesigen Armen fast zerbrach.

Derselbe gestand erschreckt, daß dieselben fort seien, um Theobald zu töten, den sie für einen Hexenmeister hielten, um durch seinen Tod sowohl Wittelind, als Bruno von der über sie gekommenen Verblendung zu erlösen.

„Ihnen nach!“ rief Wittelind. „Vielleicht kann ich noch Unheil verhüten. Hast du noch Pferde, Mann? Nein? Ja, sie haben sie mit, die Glenden. So gieb uns Probiant und einen Führer!“

„Wenn wir nur nicht zu spät kommen“, sagte um die Mittagszeit des folgenden Tages Wittelind zu Bruno, der kaum Schritt halten konnte mit seinem weitausschreitenden Schwiegervater.

„Das wolle Gott verhüten!“ erwiderte Bruno in höchst besorgtem Tone. „Es war ein Unglück, daß wir gestern die Spur der Reiter verloren hatten und sie erst heute so spät wieder auffanden. Aber der Wald lichtet sich. Ich glaube, wir werden bald eine Höhe erreicht haben, von welcher wir eine bessere Umschau haben.“

Das Wetter hatte sich seit gestern völlig aufgeklärt.

Die Frühlingssonne warf ihre hellen, warmen Strahlen auf den sich öffnenden Wald und gewährte über eine heransteigende Heide hin einen Blick in die Ferne.

„Mir ist, abgesehen von der Sorge um den Priester, lange nicht so wohl gewesen, wie heute“, meinte Wittelind. „Der knospende Frühling und der frische Vogelsang thut meinem Herzen gar gut. Ich bin hoffnungsfreudiger, wie lange nicht. Die Friedensbilder, die du mir von deiner Heimat und deinem Haus gegeben hast, sind gar so lieblich und erquickend gewesen. Ich sehe jetzt ein, daß ich auf falschem Wege war. Für mein armes gehektes Sachsenvolk kann es noch andere schönere Tage geben. Aber der Mann, der mir helfen soll, darf nicht untergehen.“

„Vorwärts!“

Plötzlich wurden die Wanderer die qualmenden Rauchgewahr, welcher zu ihrer rechten Seite scheinbar aus dem Walde aufstieg.

„Wo sind wir?“ rief rückwärts Wittelind dem nachlaufenden Führer zu.

„An der Eisenschmelze“, brachte dieser, da ihm der Atem fehlte, kaum hervor.

„Ha, jetzt weiß ich, wo ich bin“, rief Wittelind. „Siehe dorthin, Bruno, gehen auch ganz frische Spuren. Dorthin sind sie vor kurzem geritten. Aber was haben sie dort gesucht?“

Als jetzt der Wald aufhörte, sahen beide in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten eine Art Hochofen, rauh und einfach wie die Zeit selbst, wo die Eisensteine, die sich reichlich in diesem Bergland fanden, zuerst zertrümmert und dann geschmolzen wurden.

Man mußte um jeden Preis Eisen haben, wenn auch nur zu Waffen.

Der Ofen bestand aus einem bauchigen, ziemlich großen Gewölbe, in welches neben den zerkleinerten Eisensteinen Holz und Holzkohlen geworfen wurden, welche durch eine Art Windfang, den man auf der Höhe eingerichtet hatte, in Blut gebracht wurden, während das spärlich gewonnene Eisen zum Teil in dem Ofen zurückblieb, zum Teil durch eine Rinne abfloß.

Zu der Nähe des Ofens hielten die Verfolger Theobalds, welche zum größten Teil von ihren Pferden abgestiegen waren und sehr erschrockene Mienen zeigten.

„O wehe, da ist etwas geschehen. Sie haben ihn gemordet!“ rief Witelind und sprang mit einer Schnelligkeit über die Grasfläche, daß der wegen seiner Gewandtheit berühmte Bruno ihm nicht im Laufe gleichzubleiben vermochte.

„Was ist geschehen?“ rief Witelind einen der Sachsen-Edelinge an, der ihm den Rücken kehrend nach dem Ofen starrte.

Dieser, schon vorher erschrocken, erschrad noch mehr, als er sich umwendend unvermutet den wutschnaubenden Sachsenherzog neben sich erblickte. Niemand hatte ihn kommen sehen.

„Herr, ein Unglück“, erwiderte er mit zitternder Stimme.

„Sage doch lieber ein Verbrechen“, knirschte Witelind. Er sah jetzt seinen Schimmel ledig unter den übrigen Pferden stehen.

Er deutete auf denselben und fragte: „Wo habt ihr den Reiter hingbracht?“

„Dort in den Ofen“, sagte völlig fassungslos der Mann.

„O, ihr Götter, in dieser Feuerzglut ist er vernichtet worden. Aber das erfordert Rache. Sein Gott soll mir beistehen. Sage mir alle Umstände, Mann, und die ganze Wahrheit, sonst fällst du als das erste Opfer meines Zornes.“

„Stollo führte uns hierher“, erzählte der Edeling.

„Ja, Stollo“, fiel Wittelind ein. „Er hatte einen unbändigen Haß gegen diesen christlichen Priester und suchte mich immer aufzureizen gegen ihn. Aber warte nur, Schurke! Ich will dir heimzahlen, was du mir gethan hast.“

„Stollo führte uns hierher“, begann wieder der Edeling. „Er sagte, der Priester sei ein Zauberer und am besten würde der Zauber, in welchem du und Bruno befangen wäret, durch Feuer gelöst. Er habe schon alle Totesarten an ihm probiert. Durch die Lanze und den Pfeil und das Schwert, ja auch nicht durch Wasser sei es möglich, ihm beizukommen, aber vielleicht durch das Feuer.“

„Als wir hierher kamen erzählten die Eisenschmiede, daß sie in der Ferne einen Mann mit deinem Schimmel hätten reiten sehen und brachten uns auf seine Spur.“

„Wir sagten ihnen, wenn der Reiter vielleicht zufällig wieder hier an der Schmelze erschiene und wir wären noch nicht zurück, sollten sie ihn nur getrost in den Ofen werfen, welche Gestalt er auch annähme und was er auch vorbringen möchte. Denn es sei ein böser Zauberer, der dir, Herr, den Sinn verwirrt und dir dein Roß gestohlen habe.“

„Darauf ritten wir der nun glücklich aufgefundenen Spur nach bis es Nacht wurde, wo wir ablassen mußten. Aber mit dem grauenden Morgen setzten wir unsere Verfolgung fort, fanden jedoch den Priester nicht, sondern dein lediges Roß an einem Abhang weidend und sonst niemand weit und breit.“

„Haha“, rief triumphirend Stollo, „die Eisenschmiede haben ihn gefangen und ihn in den Ofen gefördert. Aber das Pferd ist ihnen durchgegangen. Es läßt sich so leicht nicht greifen.“

Er war in dem Augenblick von einer wahren Verblendung ergriffen. Denn wir kamen durch das ledige Pferd durchaus nicht auf denselben Schluß, wie er und sprachen andere Ansichten aus. Aber er beharrte auf seiner Meinung. Und um uns zu widerlegen, warf er sich selbst auf dein windschnelles Roß und eilte uns allen hierher voraus.

Als wir nun hier erst vor kurzem ahnungslos ankamen, erfuhren wir, daß die gehorsamen Schmiede, eingedenk des Befehls, den wir ihnen gegeben hatten, Nollo, der auf deinem Schimmel ritt, trotz aller seiner Einreden als Zauberer in den Ofen geworfen haben.“

„Nollo?“ rief Wittekind in unbeschreiblicher Aufregung, „nicht den Priester?“

„Den Priester hast du gemeint?“ fragte erstaunt der Edeling. „Den haben wir nicht gefunden.“

Jetzt konnten die Sachsen ein Schauspiel sehen, was sie niemals für möglich gehalten hätten. Wittekind fiel plötzlich auf die Kniee nieder, um mit thränenden Augen den Christengott anzubeten.

„O Christengott“, rief er laut, „wie bist du groß und gerecht, wie kannst du Verbrecher strafen und die Guten erhalten. Wie wunderbarlich sind deine Wege. Aber ich kann ja nicht beten. O, schicke mir den Priester wieder, daß er mich beten lehrt!“

Als sich Wittekind von den Knieen erhob, stand Theobald leuchtenden Antlitzes neben ihm.

Wittekind traute seinen Augen nicht.

„Hat dich dein Gott direkt hierher gesetzt auf mein Gebet?“ fragte er.

„Das wohl nicht“, sagte lächelnd Theobald, „obwohl Gott gewiß auch dein Gebet gehört hat. Hier der Bewundete ist die Ursache meines Kommens und es hat mir schwer genug gehalten, ihn herzuschaffen.“

„Ist wirklich nichts Übernatürliches dabei?“ fragte Wittelkind, der sich immer noch nicht recht fassen konnte.

„Nach meiner Ansicht ist alles ganz natürlich zugegangen“, erwiderte Theobald, „selbst meine Rettung aus dem Wasser.“

„Als du mich in das Wasser stießest, Wittelkind, da wußte ich, daß du innerlich bereits von der Macht des Christentums besiegt warest, daß es nichts als dein Stolz war, welcher sich in diesem wahnsinnigen Wutanfalle äußerte, weil du die erlittene Niederlage nicht zugestehen wolltest. Du aber wußtest nicht, daß ich schwimmen kann, wie ein Fisch.“

„Ich hätte bereits an dem nächsten Baume landen können, aber ich ließ mich noch ein wenig von der Strömung weiter treiben und bemerkte auf einem Hügel ein Pferd, das sich in wilder Angst loszureißen suchte — dein Pferd, wie ich später erfuhr —. Ich steuerte auf den Hügel los und überstand auf dem Rücken des von mir befreiten Pferdes die heranbrausende Hochflut.“

„Als das Wasser entschieden zu fallen begann, überließ ich mich dem Naturtrieb deines Rosses, das in seiner Unruhe kaum noch auf dem Hügel zu halten war, der mich denn auch glücklich hier in diese Höhenwäldungen hineinbrachte.“

„Dem Wasser war ich entflohen, doch wäre ich fast dem Hunger erlegen. Durch deinen Schimmel hielt jedermann schon in der Ferne mich für Wittelkind, bis er in der Nähe enttäuscht, mich entweder floh oder feindselig verfolgte. Ich konnte dadurch von niemand Hilfe oder Speise erlangen, und mied zuletzt die Menschen und verirrte mich in den Waldwildnissen.“

„Schon war ich aus Hunger im Begriff, das Pferd sich selbst zu überlassen — ich hatte es gehalten, weil ich

mit ihm glaubte leichter wieder zu dir zu gelangen, Wittekind — als noch ein anderer Grund mich ebenfalls dazu trieb abzustiegen.“

„Aus der Tiefe einer Eisensteingrube erscholl der Hilferuf hier dieses jungen Mannes.“ Alle erkannten in ihm den Sohn Richards, ihres Gasfreundes, der auf die Suche nach Wittekind gegangen war.

„Er hatte in der Nacht den Weg verfehlt und war mit seinem Pferde in die Schlucht hinabgestürzt“, fuhr Theobald in seiner Erzählung fort, „und lag nun mit verstauchtem Fuße unter dem toten Körper des Pferdes, ohne sich aus seiner schlimmen Lage befreien zu können.“

„Ich befreite ihn und er gab mir aus Dankbarkeit Speise. Dann haben wir uns mit Mühe und Not hierher geschafft, als dem nächsten bewohnten Ort, wo ich zu meiner höchsten Herzensfreude dich knieend und zu dem Christengotte betend fand, Wittekind.“

Eine Freudenthräne stand in Theobalds Auge.

„Du bist zwar ein Priester, allein du weißt noch lange nicht alle Wunder deines großen Gottes“, sagte Wittekind.

„So weißt du nicht, vor welcher Gefahr er dich ohne dein Vorwissen beschützt und behütet hat. Nur der Umstand, daß du in die Eisenschlucht niederstiegst, hat dich vor dem grauenhaftesten Tode gerettet.“

Alle diese Leute hier waren wie blutgierige Wölfe auf deiner Fährte. Sie wollten dich dort in die Feuerglut des Ofens werfen. Statt deiner aber ist, weil er mein leergewordenes Pferd bestieg, Kollo, dein Hauptwidersacher und Feind, dort in dem Ofen zu Staub und Asche verbrannt. Wir aber stehen hier noch alle auf das tiefste erschüttert über das Gericht deines Gottes, der sichtbarlich die Seinen beschützt und seine Feinde vernichtet.

Du aber sollst uns, nachdem du gegessen und getrunken

hast, noch weiter von deinem Gotte erzählen. Mich hungert nach der Speise aus deinem Munde."

Theobald bedurfte nur wenig leibliche Erquickung. Die Macht des Augenblicks und die innere Freudigkeit und Begeisterung ließ ihn nicht an die Bedürfnisse des Körpers denken.

Es war eine wunderbare Rede, die Theobald dort an der Eisenschmelze im Frühlingssonnenschein vor den heidnischen Sachsen hielt. Gar manches Eisenherz fing dort an zu schmelzen und in manchem öden verdüsterten Gemüte ging es auf mit Lust und Licht wie rings der leuchtende, lachende, aus dem Winterschlaf erwachende Frühling.

Da aber am Abend Wittekind an der Hand des Priesters mit dem ausgesprochenen Willen, Christ zu werden, von der Höhe niederstieg, folgten alle nach und keiner blieb zurück.

X.

Pfingsten.

Karl der Große hatte sein Heerlager von Baderborn aus weit nach Norden in die Nähe der Elbe verlegt, nach „Bardowik“, einen uralten, an der Elmenau, in der Nähe von Lüneburg gelegenen Ort, der sich heute noch durch seinen Reichthum an Kirchen auszeichnet, wie denn auch damals schon eine Kirche dort errichtet war. Der ganze Hof des Frankenkönigs, darunter die Frauen, waren ebenfalls dort anwesend. Unter ihnen wurde auch Edithas hohe Gestalt bemerkbar.

In ihrem ratlosen Schmerze um Bruno, ihrem so räthselhaft verschwundenen Gemahl, war sie mit Albio zu Karl nach Baderborn geeilt, um von ihm Rat und Hilfe zu erlangen. Karl, selbst in hohem Maße von ihrem

Schicksale ergriffen, hatte alle möglichen Nachforschungen anstellen lassen, ohne bis jetzt etwas in Erfahrung bringen zu können. Man hatte die Leichen seiner Begleiter entdeckt und Spuren von Pferden, aber dieselben verloren sich in den weiten Waldungen.

Editha selbst hatte keine Hoffnung mehr. Ein Bild des trostlosesten Kummers ging sie tiefgebeugt umher. Selbst die hartherzige, falsche Fastrade hatte Mitleid mit ihr. Ihr bester Tröster war noch ihr Sohn, der in der Hoffnungsfröhllichkeit der Jugend nicht an das Schlimmste glauben mochte. Auf seine starke Schulter gelehnt, ging sie jeden Tag in die Kirche, um sich dort im Angesichte ihres neugefundenen Gottes recht auszuweinen.

Was ihr Herz am meisten beunruhigte, wagte sie niemand gegenüber auszusprechen. Nur manchmal flüsterte sie den Namen ihres Vaters und Kollo.

An sie schloß sich noch eine andere Trauernde an, die Mutter Theobalds, die von der Lahn aus die weite Reise zu Karl gemacht hatte, um persönlich Fürbitte einzulegen für ihren Sohn.

Einer der schon totgeglaubten sieben Söhne war wieder zurückgekehrt. Um die trauernden Eltern zu trösten, hatte Karl ihn mit Ehren und Würden überhäuft. Aber dies alles ersetzte dem liebenden Mutterherzen nicht ihren Theobald. Sie konnte seiner nicht vergessen, und daß er ein verlassener Verbannter in der Fremde umherwanderte.

„Ich würde dir ihn ja gerne geben“, sagte Karl der Große, „wenn ich wüßte, wo er wäre. Ich habe bereut, daß ich ihn verbannt habe. Sein Versprechen aber wird er doch niemals halten.“

So gingen diese zwei Frauen und Albio zusammen in die Kirche und beteten für die Verschwundenen.

Karl war übrigens auch nicht glücklich. Das Schicksal

der Sachsen lag ihm mehr auf dem Herzen, als er jemand zugestand.

Ihr Widerstand war ja gebrochen, allein je mehr Karl in das Innere des Landes drang, merkte er, daß dasselbe einer Wüste glich, und wenn Ruhe war, daß es die Ruhe eines Kirchhofs war. Und durfte er trotzdem hoffen, daß Ruhe blieb? Wenn es auch ein Kirchhof war, so erhoben sich wieder die Toten aus den Gräbern. Wittekind belebte sie wieder. Ja aus der Wüste brachte er ein Heer zustande und stellte sich mit demselben ihm gegenüber.

„Wittekind, Wittekind!“ rief oftmals Karl in schlaflosen Nächten, wenn ihm das vergossene Blut der nutzlos hingeschlachteten Sachsen einfiel. Er hatte ihn nach Paderborn geladen, aber er war nicht gekommen. So hatte er ihn auch nach Bardowik geladen, und er war abermals nicht gekommen. Er verharrte also in seinem Widerstande.

Karl konnte sich bei alledem nicht von seinen Gewaltmaßregeln trennen. Er sann eben darüber nach, wie er die Sachsen gänzlich aus dem Lande hinaustreiben und Sachsenland mit anderen Bewohnern besiedeln wollte.

Wenn es nur gegangen wäre! Aber er fühlte doch auch die furchtbaren Schwierigkeiten, welche diese Stiefenpläne haben würden, und welche Grausamkeiten und blutige Greuel sich notwendig daran knüpfen mußten, und stand wieder von seinen Gedanken ab.

„O Wittekind! o Wittekind!“

Der Tag der Pfingsten war herbeigekommen. Auch dort im Norden hatte der Frühling gesiegt. Die Pfingstrosen glüheten, der Flieder duftete und Gelbvögel lachten freundlich der Sonne entgegen. Aber die Sonne selbst schaute so warm, so erquickend, man möchte sagen verheißend drein, als wollte sie sagen: „Siehe das Leben,

das ich schaffe in der Natur, ist ja schon herrlich und schön, aber was ist all das Knospen und Blühen, das Regen und Weben, das Singen und Jubeln gegen das Leben, das der Geist Gottes, das der Pfingstgeist schafft und auch hier in diesen Gegenden schaffen wird.

König Karl kam mit seinem Gefolge aus der Kirche heraus. Die Feier der Andacht lag noch auf seinem Gesichte. Er hätte gerne auch, wie es in der Pfingstgeschichte hieß, gerne „3000 Seelen“ aus dem Sachsenvolke hinzugethan, indem er sie taufen ließ, aber er war seit der Unterredung mit Theobald gegen seine Art Taufe etwas mißtrauischer geworden. Er sah, daß es das Taufwasser nicht allein that, da ebenso viele, die getauft waren, wieder nach seinem Weggange in das Heidentum zurückfielen. Siehe, da naheten dem bedächtig dahinschreitenden Fürsten zwei Boten von den draußen ausgestellten Wachen des Heerlagers, die ihm in großer Bestürzung meldeten: „Wittekind rückt mit einem unzähligen Haufen Sachsen heran.“

Selbst Karl erschrak. Er konnte nicht anders denken, als sein Todfeind beabsichtigte einen unvermuteten Überfall, indem er wissen konnte, daß Karl sein Heer sehr geschwächt hatte, da an eine ganze Anzahl Orte Besatzungen hingelegt worden waren.

Doch wahrte für einen erprobten Feldherrn, wie Karl, die Überraschung nur einen Augenblick, dann eilten Boten nach allen Seiten, um die vorhandenen Truppen in die bestmögliche Stellung zu bringen.

Als Wittekind jedoch merkte, daß man ihn in feindlicher Waffenrüstung empfangen wollte, schickte er einen Herold, der zum Zeichen des Friedens eine weiße Fahne schwenkte und ritt selbst allein seinem Heere voraus Karl entgegen.

Daraufhin war auch König Karl, höchst verwundert über das Beginnen Wittekinds, aus den Reihen seiner

Krieger herausgetreten und war allein seinem alten Feinde entgegengeschritten. Es war aber ein wunderbarer Anblick für die beiden Heere, da diese beiden größten Helden ihrer Zeit sich begegneten.

Wittekind erkannte sofort mit raschem Blick Karl an der majestätischen Gestalt und hoheitsvollen Würde, vor der sich damals die Welt unwillkürlich bückte und beugte. Er sprang von seinem Pferde und eines seiner Kniee vor dem mächtigen Frankenherrscher krümmend, sagte er: „Ich komme, um Frieden zu machen für mein armes Land und für mein unglückliches Volk, und um Christ zu werden.“

König Karl konnte nicht ganz die hohe Freude verbergen, die ihn erfüllte bei dieser unvermuteten Verkündigung seines endlichen Sieges; aber er mochte doch nicht seinem Nebenbuhler die Genugthuung bieten, es allzu deutlich merken zu lassen. Er ließ ihn deswegen noch einen Augenblick knien und sagte fast bitter: „Du bist spät zu diesem Entschluß gekommen, Wittekind.“

Da blitzte es zornig auf in den Augen Wittekinds. Er erhob sich rasch und sagte stolz: „Ich komme freiwillig her, Karl. Du hast mich nicht besiegt und würdest mich auch nie besiegen. Der Priester, der dort an der Spitze des Heeres naht, und das Wort deines Gottes haben mich überwunden und führen mich und zugleich dort die Besten meines Volkes dir entgegen.“

Karl rief, den Priester erkennend und sein Gesicht, das hohe Scham bedeckte, verhüllend: „Theobald!“

Welche Gefühle mögen in diesem Augenblick durch des hohen Monarchen Brust gezogen sein?

Wenn Wittekind darauf gesonnen hätte, etwas recht Scharfes und Bitteres dem Frankenkönig zu sagen, so hätte er ihm keine größere Demütigung bereiten können, als durch diese seine Worte. Gerade, als derselbe im Hoch-

geföhle seines endlichen Sieges sich zu brüsten begann, wurde ihm nicht blos die Siegespalme aus der Hand gerissen, sondern zugleich ihm die vernichtendste Verurteilung seines blutigen und grausamen Verfahrens gegen das arme Sachsenvolk gegeben.

War nicht dieser unblutige Sieg Theobalds mindestens ebensoviel wert, wie eine Reihe Niederlagen, welche er den Sachsen bereitet hatte? Krönte nicht sogar dieser Sieg sein eigenes Werk, dessen Vollendung er erstrebte, aber nicht zu finden vermochte? Hätte aber dieses nämliche Ziel nicht auf friedlichem Wege ohne die Ströme Bruderblutes erreicht werden können?

Ein niedrigerer Geist, wie König Karl, hätte den Sieg Theobalds niemals anerkannt, oder wenn er ihn hätte anerkennen müssen, hätte er den Sieger gehaßt und verfolgt, aber Karl war zu großdenkend dazu, um seines verletzten Stolzes willen der Wahrheit in das Gesicht zu schlagen oder ein Unrecht zu begehen. Er konnte irren, fürchtbar irren, aber er verstand es auch, seinen Irrtum einzusehen und einzugestehen.

Er reichte Witekind die Hand, indem er ihn aufhob und sagte: „Dein Sieger hat auch mich besiegt. Lasset uns beide dem doppelten Sieger entgegengehen und ihn begrüßen.“

Als Karl die Spitze der Sachsenmenge erreichte, die sich lawinenartig auf dem Zuge aus dem anfänglichen Häuflein zu einem Heere vergrößert hatte, ging er auf Theobald zu, der mit dem von ihm geretteten Jüngling, welcher ein einfaches Kreuz trug, und Bruno die Massen anführte und sagte mit tiefer Rührung in der Stimme: „Theobald, ich beuge mich vor dir. Du hast über deinen König gesiegt. Ich danke dir für diese schöne friedliche Vollendung des Werkes der Untertwerfung eines großen

und edlen Volkes. Mit Begeisterung sehe ich auf die Scharen. Es ist der herrlichste Pfingsttag, den ich je gefeiert habe."

Theobald war ganz verwirrt über diese Selbstdemütigung seines großen Königs und es währte eine Zeit lang, bis er sich so weit gesammelt hatte, um bescheiden zu erwidern: „Ich nehme den Sieg nicht für mich in Anspruch, sondern für den, dem er allein gebühret, meinem großen Himmelskönig, dessen Diener und armes Werkzeug ich bin. Sein Friedenswort, dem du keinen Glauben schenken und keine Kraft zumessen wolltest, hat ganz allein gesiegt. Darum ist dir in deinem Meinglauben heute dieses Zeichen geschehen. Wenn aber jemand Dank und Ehre dargebracht werden soll, so ist es dem, der im Himmel wohnt, der alles so wunderbar gelenkt und geleitet hat. Wenn du auch so denkst, König Karl, so wollen wir sämtlich in die Kirche ziehen und ihm ein feierliches „Te Deum“ darbringen.“

„Ja, so soll es sein“, rief Karl begeistert. „Auf ihr Sachsen, auf ihr Franken! Lasset uns ihm danken und ihn preisen, dem alle Ehre gebühret von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Die Frauen, darunter Editha und Theobalds Mutter, waren bei dem entstehenden Kriegslärm in der Kirche, als dem besten Asyl, zurückgeblieben und hatten auch Albio, den es hinaustrieb, zurückgehalten. Als nun aber plötzlich Wittekind, Bruno und Theobald in Begleitung Karls des Großen in die Kirche hereintraten des Te Deums wegen, konnten im ersten Augenblick die Unglücklichen die Wendung ihres Schicksals gar nicht fassen.

Sie glaubten, fast eine himmlische Erscheinung zu sehen. Es war ihnen, wie den Träumenden, bis Editha sich zuerst aufraffte und mit einem lauten Jubelschrei ihrem verloren geglaubten Gatten an die Brust stürzte, dann diesen losließ und ihres Vaters Kniee umfaßte.

„Vater, Vater ist es möglich? Kommst du in Frieden? Willst du auch Christ werden? O, sonst wärest du nicht hier. Albio, Albio freue dich. O Gott im Himmel, es kann noch alles gut werden.“

Albio lag in den Armen seines Vaters und Wittekind riß auf das tiefste ergriffen seine Tochter an sein Herz.

Indessen schluchzte Theobalds Mutter vor Freude an dessen Brust, während der wiedergefundene Bruder ihm auf das feurigste die Hand preßte und über Heimos gefurchte Wangen die Thränen herabfielen.

Jeder war gerührt von den heiligen Empfindungen höchster Freude, die diese Glücklichen selbst an dem geweihten Orte nicht zu verbergen vermochten.

O, wie voll und andächtig klang das Te Deum zum Himmel empor.

Es ist überhaupt selten ein so schönes Te Deum gefeiert worden, als dort zu Bardowik, Pfingsten 785, als Wittekind zu Karl kam, um Frieden zu machen und die Friedenssonne wieder zu leuchten begann über das arme Sachsenland.

Was ist noch viel zu erzählen?

In demselben Jahre wurde Wittekind und seine Gattin, Hava, nach geschichtlichen Berichten nebst unzähligen Sachsen in Altigny an der Aisne in Frankreich getauft. Wie er bisher ein Christenverfolger, ein echter Saulus gewesen war, wurde er von jetzt an ein eifriger Befenner und Freund des Christentums, ein Paulus. Karl der Große ernannte ihn zum Großherzog über die ganzen Sachsenlande, während Bruno unter ihm der Herzog der Engern blieb, und bestätigte zugleich alle Rechte und Freiheiten, die das Sachsenland auch früher gehabt hatte.

Theobald dagegen wurde der Bischof der Neubekehrten und hatte seinen Wohnsitz in Minden, in dessen Nähe sowohl der Wittekindstein, als auch die Brunoburg gelegen

waren und wohin auch Graf Heimo mit seiner Gattin als fränkischer Beamter übersiedelte, während der gerettete Sohn die Güter an der Lahn übernahm.

Wittekind konnte ohne Theobald nicht mehr sein, aber auch in Brunoburg war derselbe ein gar erwünschter Gast. Glück und Friede schien aber in allen diesen Häusern eingekehrt zu sein.

Albio erhielt noch eine kurze Ausbildung in Minden, indem Theobald seine geistige Ausbildung übernahm, Graf Heimo ihn in den ritterlichen Künsten der Franken unterwies, worauf er an den Hof Karls des Großen kam und noch manche wackere Kriegsthat mit ihm bestehen half. Er ist der Nachfolger seines Großvaters in der sächsischen Herzogswürde geworden und der Stammvater Heinrichs des Finklers und der Ottonen, jener sächsischen Kaiser, die Deutschland groß gemacht haben, während aus dem Geschlechte Graf Heimos jener Kaiser Konrad I. oder der Konradiner hervorging.

Theobald aber war es in seiner gottgesegneten Wirksamkeit zu danken, daß kaum ein Jahrhundert nach jenen blutigen Kriegen Sachsen, was Tiefe und Innigkeit in der Auffassung des Christentums anlangte und den lebendigen, frischen Glauben, allen deutschen Stämmen voranleuchtete, und daß es eine solche Leuchte des Glaubens stets geblieben ist.

Wir dürfen ihn wohl den Apostel der Sachsen nennen.